HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

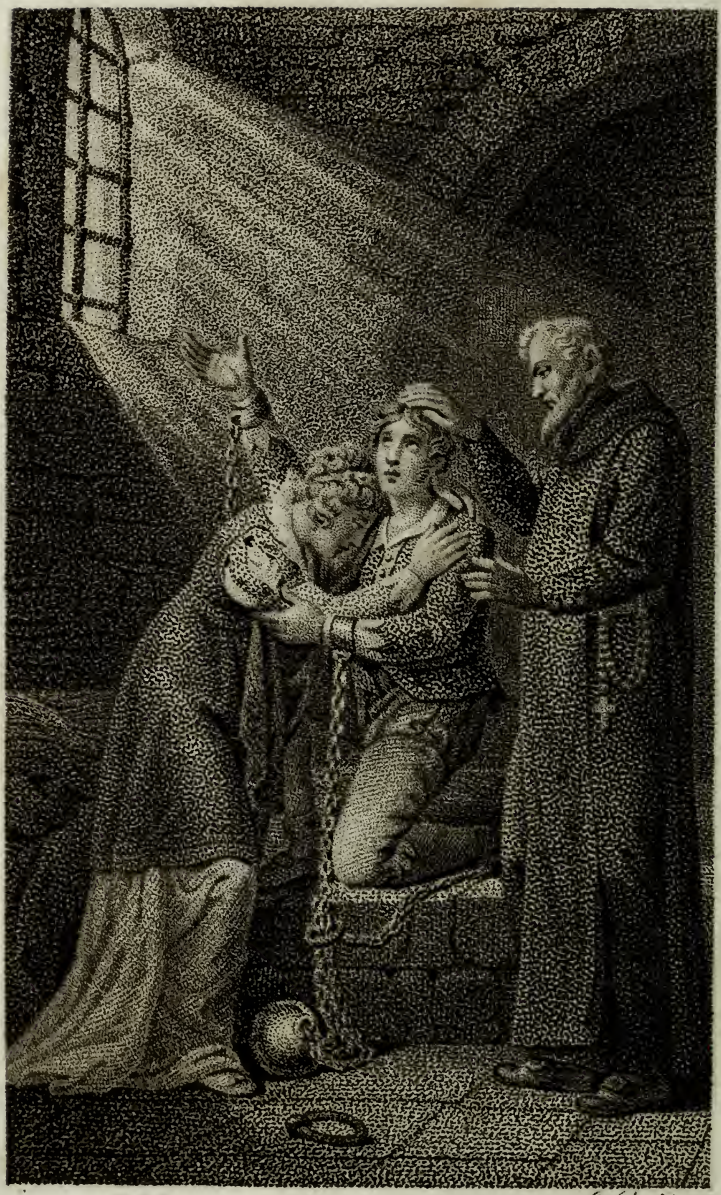
Dreyßigster Band.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/smmtlichewerke30pich



J. Schmidt sc.

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Neunter Theil.

1. Der schwarze Fritz.
2. Die goldene Schale.
3. Der Einsiedler auf dem Monserrat.
4. Horimirz.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

I.

Der schwarze Fritz.

Es war ein trüber Herbstabend des 1648sten Jahres, als Graf Martinitz mit seiner Nichte Luitgarde nach langer Abwesenheit dem Schlosse seiner Ahnen zufuhr. Lange, so lange als möglich, hatte er sich einst nicht entschließen können, trotz der Schrecken des dreyßigjährigen Krieges den liebgewordenen Aufenthalt zu verlassen. Er hatte die Stürme der ersten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht, und so manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte sich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torstenson's wilde Haufen in sein Vaterland eindrangen, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten, und die verheerende Fluth sich auf seine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen, und sein Schloß den wüthenden Schaaren Preis zu geben.

In Prag, wohin er sich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, starb seine ge-

liebte Gemahlinn an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen both, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreise geliebter Anverwandten heilten allmählig seine Wunden, und nachdem der langersehnte Friede das erschöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn stille Sehnsucht nach dem verlassenen Ort seiner Geburt, nach den Gräbern seiner Ahnen, und er beschloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfest seines ältesten, nun einzigen Sohnes zu feyern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Gestalt und gefälligen Sitten verband er mancherley Eigenschaften, die ihn in Gesellschaften beliebt und seinen Freunden werth machten. Er zeichnete und mahlte, war glücklich im Ergreifen der Ähnlichkeiten und besaß einen großen Band kleiner Bildnisse von Bekannten, die er selbst auf seinen Reisen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien gewesen, und für jene Zeit und für seinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater sah seiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber

noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den sein Sohn sich überall zu erhalten und unversehrt in's Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten seit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander bestimmt. Der alte Graf liebte in seiner Nichte nicht bloß das Ebenbild einer theuern Schwester, er liebte auch in ihr das schuldlose Gemüth, den stillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher, als die Jahre gereift hatten. So war sie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachsen. Später hatten seine Studien und Reisen ihn lange von ihr getrennt, und sie sah jetzt mit inniger Freude einem Wiedersehen und einer Verbindung mit dem Jugendgespielen entgegen, die sie, seit ihr Geist sich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmste Bestimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing sie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher seinen Vorschlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft ihres Bräutigams ihm auf der einsamen Bergveste Gesellschaft zu leisten.

In fröhlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft war sie durch die von einem gesegneten Herbst verschönerten Gefilde des reichen Österreichs gefahren. An der Böhmischen Gränze änderte sich die Scene. Die dreyßigjährigen Leiden eines Religions- und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöschbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erst einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandstätten emporzusteigen anfingen, bleiche Gestalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer sprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungslosigkeit und stockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unsicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsstürme. Luitgardens froher Muth sank allmählig; still und in sich gekehrt saß sie neben dem Oheim, in dessen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch schmerzlichere Erinnerungen zu wecken schienen. Das heitere Herbstwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düstere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seelen lag, schien sich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiser Regen säuselte unaufhörlich durch die vom Herbst entfärbten Wälder und ein

kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauschte. Jetzt erschien bey der nächsten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines ansehnlichen Schlosses. Der Graf erblickte es zuerst, er deutete schweigend darauf hin und ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust. Luitgarde verstand, was bey dem Anblick der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch sie schwieg, seinen Schmerz durch dieß Schweigen ehrend, und so, still, in düstern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat sie zuerst das Schloß, das ihr künftiger Wohnsitz seyn sollte.

Aber ihr klarer Sinn scheuchte bald die dunkeln Bilder von sich weg, und wenn auch in den weiten, halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beschädigte Geräthe an alte Verwüstungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung sie ergreifen wollte, widerstand sie ihr mit Kraft und Besonnenheit, gab sich Mühe, sich zu beschäftigen und mit hellen Aussichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgespiele und Bräutigam, den sie nun seit so vielen Jahren nicht gesehen hatte, mit seiner Gegenwart diese tiefe Einsamkeit be-

leben und die seltsamen Wünsche und Ahnungen, die oft in ihrer Brust aufwallten, ganz lösen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geschäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach seines Vaters Abreise gekommen war, und wo er seine bedeutenden Sammlungen, die Früchte seiner Reisen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er sich damit in seine ländliche Einsamkeit begab. Luitgarde schmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber sie suchte sich die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hauswesens, sie leitete die Arbeiten, die zur Verbesserung des beschädigten Schlosses vorgenommen wurden, sie durchstrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bey unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte sie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo sie, was ihr in dem Laufe des still und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, seinen Rath, seine Meinung forderte, oder doch einen Gegenstand zum lebhaften Gespräche lieferte.

Gleich an einem der ersten Tage, als noch

Alles im Schlosse ihre Neugierde reitzte und kein Geräthe, kein Gemählde ihrer Aufmerksamkeit entging, hatte sie in einem Saale, durch welchen sie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerksamkeit lebhaft auf sich zog, und jemehr sie es betrachtete, jemehr fesselte. Es schien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzustellen. Hohe Bogengänge vertieften sich im Hintergrunde in ferne, schauerliche Dunkelheit, im Vorgrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Öffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe, dunkle Gewölbe und auf die Gestalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit schweren Ketten belastet, auf seinem Strohlager saß. Man konnte sein Gesicht nicht sehen. Der Kopf, von reichen, dunkeln Locken umschattet, war vom Zuseher abgewendet, aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand schwermüthig gestützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verrosteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl seiner Leidenstage, gegraben waren, das Alles in der dämmernden Beleuchtung des

Mondstrahles machte ein sprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden schaurig und geheimnißvoll. Sie konnte sich lange nicht von dem Bilde losreißen, sie konnte sich es nicht versagen, so oft sie durch den Saal ging, davor stehen zu bleiben, es zu betrachten und sich in die Leidensgeschichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte sie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geschichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Bescheid zu geben. Wahrscheinlich war das Ganze bloß eine Vorstellung des Mahlers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geschichte zum Grunde lag, wie er in seiner Kindheit wohl manch Mahl von seiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauses war, so stellte dieß Bild einen ihrer Ahnherren vor, der in den Zeiten des Hussitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

Ach, das waren auch böse Zeiten, wie die unsrigen! sagte der Pfarrer, indem er seufzend zum Himmel blickte.

Ja wohl, erwiederte der Graf, und nun vertieften sich die beyden Greise in ein Gespräch,

das in der damahligen Zeit wohl der Hauptgegenstand aller Gespräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unüberseh-baren Folgen derselben auf Kinder und Kindeskinder. Vor Allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteste und Schlechteste gebiethet und keine Gottesfurcht den bösen Begierden ein Gegengewicht gibt. Er erzählte von Räuberbanden, die sich in den Wäldern zusammengethan und theils aus entlaufenen, oder entlassenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülflosen Menschen bestanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geschichten von ihnen, und der Graf, in dessen wunden Herzen diese Klagen antwortende Klänge fanden, stieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unseligen Bürgerkrieg Trauriges geschehen war.

»So hat einer meiner Freunde seinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus stirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?«

Lansky? rief Luitgarde, und wurde aufmerksam.

Ja, fuhr der Oheim zu ihr fort: »Der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung, Lansky ging auf seine Güter in Schlesien, ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehn. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Rest seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalt nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwert in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände, oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen

verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn ein Raub der Flammen geworden ist, und Lansky steht nun kinderlos auf seinen Herrschaften, die sich seitdem noch nicht von den Verwüstungen erhohlen konnten.«

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still dageseſſen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigen Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: Hieß der verlorne Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?

Ich glaube ja, erwiederte dieser.

Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt, fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, daß einmahl von einer Verbindung —

Ganz recht, fiel Graf Martinitz ihr in's Wort: Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht be-

sitzen durfte, sollte das sehnlich gewünschte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warst kaum geboren, als der Himmel, gleichsam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwischen unsern Häusern zu zerstören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.

Er hat mir den Verlust reich ersetzt, erwiederte Luitgarde erröthend, indem sie des Oheims Hand an die Lippen zog. Ja, sagte der alte Graf: Mein Friedrich ist ein edler Jüngling, ich hoffe mit Gottes Beystand, er wird dich so glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienst.

Amen! rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde seufzte, indem sie des Oheims Hand an ihre Brust drückte: Ach! wenn er nur schon da wäre!

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen vergingen die langen Herbstabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiste von dem erzählte, was ihr begegnete, so gab es doch Einiges, was sie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war sie an einem der ersten schönen Tage, welche sie auf dem Schlosse verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und aus demselben in den nahen Wald spazieren gegan-

gen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen stand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus sie die Gegend und den Fluß, der hier zwischen den Bergen hervorkam, übersah. An jenem Tage lockte die Neugierde sie weiter. Sie stieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als sie ein Paar hundert Schritte zwischen Gebüschen herabgestiegen war, fand sie plötzlich einen jähen Absturz, felsicht und schroff, unter welchem die Moldau laut tosend zwischen engen, steinigten Ufern hinbrauf'te. Der wildschöne Anblick reitzte sie, sie blieb stehen und schaute mit wunderbarer Sehnsucht hinab in das wechselnde Gestrudel der Wogen, die sich bald kochend überschäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabflossen. Ein kleiner Knabe spielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerley Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Wassers warf und sich daran ergetzte, wenn die leichten Gegenstände bald auf der Spitze der Wellen erschienen, bald in Tiefen verschwanden. Da rauschte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgestalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch so,

daß Luitgarde sein Gesicht nicht sehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb stehen und schaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langsam sein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwert rasselnd aus der stählernen Scheide und bückte sich zum Wasser hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaschen. Der Anzug des Fremden, der keinem bestimmten Stande anzugehören schien, das Rasche, beynahe Wilde in seiner Bewegung, sein finsteres Aussehen, das Blut am Schwerte, Alles kam ihr unheimlich vor, und sie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer sich trug; dennoch konnte sie nicht umhin, die hohe, stolze Gestalt des Fremden, die sich vortheilhaft in der phantastischen Kleidung ausnahm, selbst das Edle in seinen Bewegungen zu bemerken, und noch stand sie in zweifelhafter Regung zwischen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrey des Kindes sie aufschreckte, das unvorsichtig seinem Spielzeug in's Wasser nachgestürzt war. Luitgarde stieß ebenfalls einen Laut der Angst aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwert und Mantel ab, sprang in den Fluß, zog den schreyenden Knaben heraus, ergriff hastig die

weggeworfenen Kleidungsstücke, sah sich noch einmahl wild um, und floh, so schnell er konnte, in's Dickicht hinein. Luitgarde stand betäubt, verwirrt durch Alles, was sie gesehen. Auch das Kind sah sich verwundert nach seinem Retter um; aber er war verschwunden, und jene erste Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte sich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja so menschlich schön an dem fremden Kinde gehandelt, er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern seyn. Wer es aber immer seyn mochte, er wollte nicht gesehen werden, er hatte ein Geheimniß und das beschloß sie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schlosse, aber sie liebte es, sich in einsamen Stunden die Scene zurückzurufen, sich, so viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu besinnen und aus Allem, was sie gesehen und nicht gesehen hatte, sich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erscheinung erklären sollte.

Indessen mehrten sich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüsteten Schlössern sich aufhielten und von

dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Fritz genannt wurde, und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freybeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch Andere machten ihn zu einem Köhlerssohn aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter den Schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt von einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Fritz und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manch Mahl Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bey solchen Gesprächen gegenwärtig seyn, ohne daß ihr nicht der Fremdling vom Moldaustrande einfiel. Das Blut am Schwert, die seltsame Kleidung, die dunkle Gesichtsfarbe, selbst die Scheu, mit der er floh, Alles schien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann desselben, den berüchtigten schwarzen Fritz zu deuten, und sie bedauerte nun noch mehr, daß sie seine Züge so wenig hatte unterscheiden können. Doch hörte sie mit lebhaftem Interesse allen Gesprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn sich mit Abscheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, so konnte sie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung so vielen Muthes, solcher Willenskraft und Kühnheit entsprang, verbunden mit dem innigsten Bedauern über den Mißbrauch so schöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieses von der Natur so reich begabte Wesen in andern Verhältnissen hätte werden können, und was nun sein Loos in dieser und jener Welt sey!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Daseyn jener Bande an, sich um Luitgardens Wohnsitz zu zeigen. Graf Mar-

tinitz dachte auf ernstliche Gegenanstalten, und mitten unter diesen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage festsetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unsicherheit jener Gegenden sich schon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der schwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geschildert worden, und er nahm daher seine Maßregeln sehr vorsichtig, so, daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereisen, um nie in der Nacht zu fahren, seinen Weg einrichten und sich vor den berüchtigsten Stellen Geleite von den nächsten Militärposten verschaffen wollte. Der alte Graf war sehr froh über diese kluge Vorsicht seines Sohnes, dessen Reise ihn längst mit Besorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute sich recht sehr auf den lieben Jugendgespielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einsamkeit und so beschloß sie, einen Besuch bey einer ihrer Freundinnen in der Nachbarschaft, den sie sich längst vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungestört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein, die Freundinn war nur zwey Stunden entfernt, Luitgar-

de sollte bewaffnete Bediente und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des Einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ sich Alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und die Reise ging glücklich vor sich, bis auf den schlechten Weg, der durch lange Vernachlässigung und das Herbstwetter grundlos geworden war. Schon waren sie auf dem Rückwege und hatten das Schloß der Freundinn lange verlassen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg sich am steilen Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutsche in den tiefen Geleisen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und Alles zusammenstürzte. Das Jammergeschrey der Kammerfrau, das Fluchen der Domestiken zogen einen Mann herbey, der in sauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab seines Weges kam. Er sah den Unfall, eilte herbey, griff thätig zu und zog, indeß die Andern verwirrt durcheinander liefen, die erschrockenen Frauen aus der umgestürzten Kutsche. Die Kammerfrau sprang ihm zuerst in die Arme, er setzte sie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum

Wagen zurück. Luitgarde hatte sich aufgerichtet, sie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem seinigen, und — eine Purpurgluth schoß in ihre Wangen. Es war eines der schönsten, wenigstens der bedeutendsten Männergesichter, die sie je gesehen. Große, dunkelglühende Augen blitzten sie unter schöngewölbten Braunen an, eine regelmäßige Nase senkte sich zu fein gespaltenen Lippen nieder, und zwischen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anstand und reiner Sprache ihr seine Hülfe anboth. Auch er schien betroffen über den Anblick seiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er sie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er both ihr seinen Arm, er leitete sie sorglich, und an einer sehr sumpfigen Stelle erbath er sich die Erlaubniß, sie auf seinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn sie nicht bis an den Knöchel versinken wollte. Ehrerbiethig umfaßte er sie, kein unanständiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführerische Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er sie über den Sumpf, setzte sie am trockenen Rande des Weges hin und wagte nur, sie zu halten, bis sie sich

gesammelt hatte, damit sie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Besinnung zurückgekehrt war, dankte sie dem Fremden sehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber sogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beste that. Seine Augen hatten schnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrschte den Leuten zu; keiner war, der sich widersetzte, dem es auch nur einfiel, sich über den gebiethenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zusammengeknüpft, so gut es möglich war, und langsam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo sie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden sollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück und fragte Luitgarden, ob sie nicht ebenfalls mit hinunter in das Haus gehen wollte, wo sie sich erhohlen und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht seyn würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutsche mit den Domestiken folgte langsam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt sie mit verständigen Gesprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über

dem schienen, was sein Anzug verkündete. Unter anderm befragte er sie, warum sie nicht lieber den bequemern Weg unten durch's Waldthal gefahren wäre, da die Straße über den Berg in dieser Jahreszeit immer schlecht wäre? Luitgarde lächelte und sagte nach einem kleinen Bedenken: Die Straße da unten durch den Wald soll unsicher seyn, mein Oheim hat für mich gefürchtet.

Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?

Nein, erwiederte Luitgarde: Man sagt, der Räuberhauptmann, der schwarze Fritz, wie sie ihn nennen, hat stets gute Kundschaft von Allem, so wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domestiken eine Freundinn zu besuchen fährt, keine Schätze bey sich führt, die ihn reitzen könnten.

Ganz wohl, mein Fräulein; aber der schwarze Fritz soll nicht bloß raubsüchtig, er soll auch verwegen und grausam seyn und oft zur Lust —

Nein, erwiederte Luitgarde bestimmt: Das glaub' ich nicht. Ohne Zweck, ohne Aussicht auf reiche Beute, bloß um Übels zu thun, wird der Mensch kein Verbrechen begehen.

Habt Ihr denn eine bessere Meinung von ihm, als die Welt? fragte der Fremde zweifelnd.

Die hab' ich, antwortete Luitgarde.

Wirklich? fuhr der Mann auf: Und warum? Woher?

Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen, antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß. Es mag Euch seltsam scheinen; aber ich kann nun einmahl von diesem schwarzen Fritz nicht all' das Böse glauben, was man sich erzählt.

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blick an: »Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?«

Ja, entgegnete Luitgarde, obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu seyn und das Urtheil der Menge zu theilen scheint. Und nun erzählte sie ihm sehr gesprächig allerley Anekdoten, die sie vom schwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen sie bey wilden Thaten und verwerflichem Beginnen eine gewisse Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu seyn, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte und unter anderm

auch gewiß versicherte, er sey Schwedischer Offizier gewesen, habe mit Auszeichnung gedient und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung seine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte sich bestimmt gegen ihn.

Ich kann Euch nicht widersprechen, da Ihr so wohl unterrichtet seyd, sagte sie endlich; aber ich versichere Euch, daß ich mit schwerem Herzen meine bessere Meinung von diesem Menschen aufgebe.

Der Fremde seufzte und sah finster vor sich nieder: Wären mehr Menschen so eines edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht so tief gesunken.

Glaubt Ihr? Nun seht, Ihr seyd im Grunde auch meiner Meinung, und so kann ich Euch sagen, daß ich schon mehr als ein Mahl recht herzlich für ihn zu Gott gebethet habe, daß er ihn erleuchten und von seinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.

Der Fremde schien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als sie sich besann, was sie gesagt, erstaunte über sich selbst, wie sie dahin kam, einem wildfremden Menschen, den sie zum ersten Mahle sah, dessen Nahmen und Stand

ihr gänzlich unbekannt war, so aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren sie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus, bald erschienen die Bewohner und beeiferten sich, die Kutsche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herstellung vonnöthen war. Es schien, als habe der Fremde hier zu befehlen und Luitgarde nahete sich, da er nicht erschien, einem von den herbeygekommenen Leuten. Jetzt sah sie sie erst genauer an. Es waren lauter wunderliche, abschreckende Gestalten, und nicht ohne Widerwillen redete sie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte sein. Luitgarde beruhigte sich. Diese schwarzen, wilden Männer waren Eisenarbeiter, auch machte es ihr Vergnügen, zu sehen, wie geschickt sie die Arbeit angriffen, so, daß sie hoffen konnte, ihre Reise bald fortsetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erschien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bath er sie um Verzeihung, daß er sie habe warten lassen, und ersuchte sie ehrerbiethig, in's Haus einzu-

treten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeschoß, eine kleine Collation stand auf einem Tische bereit, eine alte Frau empfing sie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anboth, sie unterhielt, zeugte von feiner Lebensart, und ein schwermüthiger Ausdruck in diesen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton seiner Stimme, regte ihr Herz in den seltsamsten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande sey, sie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick schoß auf den eintretenden Bedienten, der seiner Gebietherinn diese unwillkommene Bothschaft brachte. Luitgarde schrack zusammen. Der Fremde bemerkte es, und sogleich wieder milde, bath er sie um Vergebung seiner raschen Bewegung, und both ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Sie verneigte sich freundlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. Da blieb er plötzlich stehen, sah sie lange an und sagte nach einigem Kampfe mit sich selbst: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein Paar Worte allein sage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus

zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem schwarzen Fritz gesagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber seine Leute. Er hat Ursache, sich vor mir zu scheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch diesen Ring gebe, und wenn Ihr einst durch ein unglückliches Ungefähr in seine oder seiner Leute Hände gerathet, so weiset diesen Ring vor, und Ihr seyd gerettet.

Luitgarde stand bestürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte sie verstummen. Der dunkle Fremdling am Moldaustrom erschien vor ihrem Geiste, sie glaubte einige Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief sie, und ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, sah sie ihn forschend und grausend an. Der Adel dieser Züge, der milde Ausdruck seiner Augen straften eine kindische Furcht Lügen; sie faßte sich und ergriff den Ring. Es war ein schöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beyden Seiten mit drey kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts besetzt.

Ich danke Euch recht sehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch.

Diesen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich seiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhaftesten Dank seinem Eigenthümer zurückstellen. Aber seyd nun auch so gütig, mir Euern Nahmen und Wohnort zu sagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geschenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorn: Der Ring ist mir sehr theuer. Ich gab ihn Euch, er sollte Euch dienen, er sollte Euch vielleicht retten, er sollte dafür bey Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge suchte den Boden, und schnell ließ sie, ohne zu bedenken, was sie that, den Ring in den Busen fallen, weil Jemand in's Zimmer trat. Der Hammermeister both ihr auf's Neue den Arm, sie schritten hinaus, er hob sie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben so flüchtig erwiedert, ihre Blicke begegneten sich noch einmahl und die Pferde rissen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und streitenden Gefühlen fuhr sie dahin. Sie konnte sich's nicht läugnen, daß die Erscheinung des Budweiser Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf sie

gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichste war ihr die Gewalt, mit der sein Inneres auf das ihrige zu wirken, sie zur Offenheit und Wohlwollen gegen ihn gleichsam zu zwingen schien, gegen ihn, den sie nie gesehen, ja dessen Äußerungen und Umgebungen so manches seltsame und nicht freundliche Räthsel zu enthalten schienen.

Angelangt auf dem Schlosse ihres Oheims, kam ihr dieser voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch diesen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte sie diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Sie war nicht im Stande zu antworten; die Müdigkeit, die Erschütterung der Reise — die Kammerfrau hatte sogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, sich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, tausend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotischen Streite durcheinander, Schmerz und Beschämung, Sehnsucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher

Neigung, mit der ganzen Welt! Da wurde es laut im Schlosse, Thüren gingen auf und zu, Menschentritte schallten eilig über die Gänge, Friedrich war angekommen. Sie mußte sich zusammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie stand auf, sie fühlte, daß sie zitterte und ihre Knie wankten. O Gott, was ist das? rief sie: Was wird mit mir? In dieser Bewegung, wie sie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Busentuches. Sie erschrack, wie vor einem Geiste, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füssen; aber man nahete sich ihrem Zimmer, schnell hob sie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thür des Vorsaals ging auf, sie hörte ihren Oheim und eine feine zweyte Männerstimme, die ihr Herz umwandte. Entschlossen raffte sie sich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim stand vor ihr und ein junger Mann, in dessen ausgebildeten Zügen sie die Umrisse des jugendlichen Freundes erkannte, bückte sich zierlich und tief. Das ist mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, sagte der Oheim freudig, und das ist deine Braut.

Meine schöne Braut! lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, sie zu umfangen. Aber in ihr hatte der innere Sturm seinen höchsten Gipfel erreicht, ein unbeschreibliches Weh durchzuckte ihre Brust, sie stieß einen undeutlichen Schrey aus, und sank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als sie zu sich kam, fand sie sich auf ihrem Bette, der Oheim hielt sie in seinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau sie mit Essenzen labte. Sie richtete sich auf, sah starr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie ist Euch, liebe, schöne Cousine? fragte Friedrich. Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich so ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, sagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde suchte sich zu fassen. Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergib! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt ist es vorbey, mir ist wieder leichter. Sie stand auf, sie strebte, ihren Vetter recht freundlich anzusehen und angelegentlich von seiner Rei-

se, von seinem Aufenthalt in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dieß an tausend gefliſſentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht bloß Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte, oder zerbrach, herbeygeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüthen, derley Wünsche ja nicht oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umsponnen seyn wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe

zu ihr an den Tag zu legen strebte. Diese Geschicklichkeiten erstreckten sich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schlosses zu übernehmen, er sprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff selbst zu, er schmückte einige Zimmer mit Zeichnungen von seiner Hand aus, er mahlte andere selbst, war pünctlich, anstellig, sanft, gefällig, voll Kenntnisse, voll Talente. Luitgarde erkannte das Alles, sie schätzte seinen Werth, sie ehrte sein gutes Herz, sie war fest entschlossen, ihm ihre Hand zu geben; aber sie konnte in einsamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Wesen ihr den Vetter weibisch und schwach darstellte, ein rebellisches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und sie zu Vergleichen hinzureißen schien, die sie sich nun einmahl nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterley Art sich zu beschäftigen wußte, und Luitgarde mit festem Sinn dahin strebte, sich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligeren mit Heiterkeit entgegen zu sehen, da der alte Graf das Hochzeitfest seiner Kinder für den nächsten Frühling angesetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältnissen

der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gast, jeder Einwohner des Schlosses oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt gewesen, brachte neue Raub- und Mordgeschichten vom schwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereyen, Schalksstreiche oder unbegreifliche Wagstücke, wie nur Übermuth und Verachtung jeder Gefahr sie eingeben konnten, Auftritte, bey denen der kühne Räuber nicht selten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu lösen, oder um ein Unrecht zu strafen, sein Leben, ja seine Freyheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel gesetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde seit dem Vorfall mit dem Budweiser Kaufmann diese Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein schönes, adeliches Wapen gestochen war, eher für günstigere Vorstellungen sprach, so klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht sie immer wieder auf den Gedanken zurück, den sie mit Beben und doch mit unaussprechlichem Wohlgefallen dachte, daß sie dem Furchtbaren vielleicht nahe gewesen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweise der Theilnahme, von dem

Wilden und Gesetzlosen Merkzeichen der zartesten Achtung erhalten habe. Aber selbst diese Ungewißheit, das räthselhafte Dunkel, worein sich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, sein Andenken öfters in ihrem Geist zu erwecken.

Es waren aber nicht diese zufälligen Erzählungen und Gespräche allein, was unaufhörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte seit einiger Zeit deutlich, daß sie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgestellt sey, deren Urheber sie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur sie auf Gesinnungen der zartesten Achtung, ja vielleicht noch einer sanfteren Empfindung schließen konnte. Mancher kleine Wunsch, den sie flüchtig geäußert, fand sich erfüllt, manche Sorge, die sie als Führerinn des Hauswesens beschäftigte, schien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was sie an Vorräthen, an Habseligkeiten für sich und das Haus bestellte, langte mitten durch die unsichersten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unversehrt im Schlosse an. Auf drey bis vier Meilen um ihren Wohnsitz herrschte die tiefste Ruhe, und in den undurchdringlichsten Wäldern, die

ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebe eine schützende Gottheit über dieser Gegend, und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäußert, einen Papagey zu besitzen, wie sie einen bey einer Freundinn in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreuung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Mahlereyen den Vetter von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagey und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmahl bey'm Aufstehen ein seltsamer Schrey ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageyenhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie

war der Käfig an ihr Fenster gekommen, das im zweyten Stockwerk des auf Felsen gebauten Schlosses nur dem kühnsten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hause, auf ihren Vetter, der denn aus den Fenstern der anstoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Überraschung hätte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, sie eilte zu ihrem Oheim hinüber, sie dankte ihrem Vetter. Alles war erstaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerley kleine Umstände, daß er in dieser Nacht nicht auf jenem Flügel des Schlosses gewesen seyn konnte. Alle Leute im Hause wurden ausgeforscht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergetzte sich an seinem mannichfaltigen Geschwätz, und konnte gewisse Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn sie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenster gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verscheuchen, als plötzlich in einer einsamen Stunde der Vogel deutlich: »Victorin! Ach, Victorin!« ausrief. Dieser Nahme und der Seufzer, der ihn begleitete, machten sie stutzen. Sie sprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort

gelehrt, gleich als könnte er sie verstehen. Aber der Vogel wiederhohlte sein: »Ach, Victorin!« und Luitgarde, die sogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerst bestimmten Verlobten dachte, fühlte ein unaussprechliches Grauen; es war ihr, als umringten sie die Geister der Verstorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Besinnung wieder zurück, sie schämte sich ihrer Furcht, ja, sie neckte den Vogel nun absichtlich mit dem Nahmen, und ließ sich ihn, so oft es ging, vorsagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus gekommen, beschäftigten alle Bewohner desselben auf's lebhafteste. Die Meisten fanden viel Spaß an dem kunstreichen, schwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf schüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Bestrebungen damit verglich, womit eine unsichtbare Macht Luitgarden zu umgeben schien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich war am unruhigsten, er forschte überall nach, er durchsuchte das ganze Schloß und seine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauses, Gräfinn Bell-

heim, die Familie zu besuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereisen entfernt, und nur ein nothwendiges Geschäft, welches sie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte sie bewegen, im Winter und bey den furchtbaren Gerüchten von der Unsicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing sie mit Freuden. Luitgarde hatte so lange eines Umgangs von ihrem Geschlechte entbehrt, sie führte also gleich am andern Morgen die Gräfinn in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tausend ähnliche Gegenstände Stoff zu lebhaftem Gespräche gaben, als auf einmahl der Papagey seine Stimme erhob, und »Victorin! ach, Victorin!« rufend, der Gräfinn Blicke auf sich lenkte.

Was ist das? rief sie bestürzt: — Dieser Papagey — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff sie.

Es ist mein Papagey, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weise entwendet.

Luitgarde stand verlegen: — Bey Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Euere Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfinn wiegte staunend das Haupt. Das fasse, wer kann, sagte sie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, oder eine seltene Ähnlichkeit mich irre führt, so seyd so gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfinn kosend, und der Papagey drehte den Hals nach der Stimme, schüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfinn zu, die ihm die Hand hin hielt. Er setzte sich sogleich darauf, er liebkos'te ihr und erkannte so mit allen Zeichen die ehemahlige Gebietherinn.

Der Vogel ist Euer, sagte Luitgarde finster: Ich seh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte sich mit sehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfinn verbath es, sie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, sie ersuchte sie, das Thierchen, das vorher doch ein gestohlenes Gut gewesen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundinn zu empfangen.

Gestohlen Gut? wiederhohlte Luitgarde, und ihr Innerstes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfinn! sagte sie nach einer Pause, und

ich danke Euch für Euer gütiges Anerbiethen; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel ist mir verhaßt, seit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfinn wollte ihr freundlich zureden, sie stellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr seines Lebens gebracht, ganz unschuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht seyn!

So wisset Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts, erwiederte Luitgarde hastig, als daß ich den Vogel nicht mehr sehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beschwöre, ihn sogleich mit Euch fortzunehmen, denn ich — ich lasse ihn bey'm Fenster hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er ist ja gestohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde diese letzten Worte sprach, machten die Gräfinn stutzen. Sie drang also nicht weiter in sie, und es blieb dabey, daß sie ihren Vogel mit sich nehmen würde.

Unter verschiedenen Gesprächen, die sie, um die tiefbewegte Freundinn zu zerstreuen, auf die Bahn brachte, legte sich endlich Luitgardens in-

nere Empörung, und nach einer Weile war sie ruhig genug, die Gräfinn zu fragen, wer denn in ihrem Hause Victorin heiße, und warum der Papagey diesen Nahmen immer mit einem Seufzer ausspreche?

Victorin? sagte die Gräfinn verwundert: Bey mir heißt Niemand im ganzen Hause so, und er hat auch dieß Wort nie gekonnt, so lange ich ihn hatte, was beynahe drey Jahre war.

Luitgarde schwieg gedankenvoll.

So heißt wohl euer unbekannter Ritter so, und er hat den Vogel seinen Nahmen sprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde sie heftig: Ich kenne keinen Menschen, der diesen Nahmen führt. Bey Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfinn drang nicht weiter in sie, denn sie sah wohl, wie Alles, was auf diesen Vogel Bezug hatte, Luitgarden auf's heftigste erregte; aber sie behielt ihre Gedanken für sich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denselben Abend einen Theil derselben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in

dem Herzen seiner Braut gar nichts geahnet hatte, schweifte, durch die Erzählung der Gräfinn aufgereitzt, auf allerley ganz entgegengesetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zusammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagey weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der so zweydeutige Geschenke bringe, und die man so gleichgültig wieder hingebe.

Die Gräfinn sollte bald darauf abreisen, und da sie von allen den Mordgeschichten, welche sie hier im Schlosse hatte erzählen hören, noch ängstlicher geworden war, sah der alte Graf keine Möglichkeit, seine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich selbst meiner schönen Muhme diesen Ritterdienst erweisen, sagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in diesem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit, Friedrich, hörst du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieser, indem er aufstand, und sich gegen die Gräfinn verneigte. Aber Luitgarde sah den Widerwillen deutlich, mit dem er sich diesem Auftrage unterzog.

Es war indessen nichts anderes zu thun, als freundlich bey'm bösen Spiele auszusehen. Die Reise wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abends langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schlosse an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, sie hatte einige Ängstlichkeit über das Schicksal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, so ernst und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen diese Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der sie besorgt machte, und der auch für sie nur auf ungewissen Vermuthungen beruhte, durfte sie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch diesen sichtbaren Antheil, er umarmte seine Braut recht herzlich, und sie sah bald aus seinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen seyn müsse, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! sagte er: — Doch, warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog sie mit sich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen konnte er seine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater! Luitgarde! sagte er: Denkt, was mir begegnet ist, was ich erlebt

habe! — Ich habe den schwarzen Fritz gesehen.

Den schwarzen Fritz? riefen Beyde.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater. So ist er gefangen?

O, das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich. Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Nahmen, sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfinn herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Nahmen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerley Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu streifen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerley wildes Zeug von den Räu-

bern, und wie sie dem schwarzen Fritz schon zwey Mahl ganz nahe auf der Spur gewesen wären, wie er hier herum seinen eigentlichen Sitz habe u. s. w., daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in die Nacht zu fahren. Indeß öffnete sich die Thür und ein Geistlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von seinem Schulmeister gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von ansehnlicher Gestalt, sein Aussehen, sein Stand, selbst seine Blicke, möcht' ich sagen, gebothen dem rohen Haufen Stillschweigen. Er ließ sich mit seinem Schulmeister etwas Wein geben, trank mäßig und hielt sich still. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu schwatzen, sie behaupteten, den schwarzen Fritz gut zu kennen, sie schilderten ihn mit furchtbaren Zügen und versicherten, wenn sie ihn jetzt wieder träfen, sollte er ihnen nicht mehr entgehn. Da stand der Geistliche auf, stellte sich zu ihnen und fragte: wenn sie denn ihrer Sache so gewiß wären, warum sie dem Menschen sein schreckliches Handwerk nicht schon längst gelegt hätten? Die Dragoner schwatzten und schwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geistliche trieb seinen

Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Fritz thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle sonderbar untereinander an, jeder besorgte, in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Fritz, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar, aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. »Dem, der mir nahe kommt, brenn' ich das Gehirn aus!« rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuern Saras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf: Das ist zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte sich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigsten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgesetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren sogleich aufgesprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeschnitten, und wie sie sich aufschwingen wollten, rollten sie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beyden Räuber aber sprengten hohnlachend auf ihren windschnellen Rossen davon.

Nun, das ist zu toll! sagte der Vater: Ein ganzes Zimmer voll Menschen, darunter Soldaten, und können zwey Räuber, die sich ihnen noch spottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich suchte die Sache zu erklären, zu entschuldigen; aber der Vater blieb auf seinem Sinn, daß das eine ewige Schande sey, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beschreibung von dem schwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indessen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Ta-

gen sollst du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte sich ergeben, aber sie konnte nun weniger als je ein gewisses Bild aus ihrem Gedächtniß verbannen, oder sich des dunkeln Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armselige Rolle gespielt habe.

Nach zwey Tagen, während welchen Friedrich seine Cousine auf eine geschickte Art vom Durchgehn durch den Bildersaal abzuhalten gewußt hatte, hohlte er sie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen versprach, führte er sie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das sie so oft mit so viel Wehmuth betrachtet hatte, und sagte: Nun schau, Luitgarde!

Entsetzt fuhr sie zurück. — Des Gefangenen Gesicht war gerade gegen sie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düstersten Verzweiflung, starrten sie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrey schlug sie die Hände vor das Gesicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr, triumphirend über den schauerlichen Erfolg seiner Kunst und der schlauen

Überraschung. Er fand sie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Busen flog, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was ist dir? Kann dich denn ein künstlerischer Versuch so erschrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber gestritten. Du fandest das Bild gerade so anziehend, weil man die Züge nicht sah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunstgriff des Mahlers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzustellen. Nun habe ich es versucht, die Aufgabe zu lösen, ich habe dem Gefangenen das Gesicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und schauderte.

Es ist so ähnlich wie möglich, kann ich dich versichern, und dein Entsetzen beweis't für den beabsichtigten Effect. Aber komm doch, und sieh es noch einmahl an!

Um keinen Preis in der Welt! rief sie mit Entschlossenheit: Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sey nicht so kindisch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich gestehe; aber ich müßte be-

dauern, daß es so vollkommen gelungen ist, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willst! rief sie: Aber sey versichert, du hast mir unendlich weh gethan.

Verzeih, mein Kind! Das wollte ich nicht, und wenn ich auch fasse, daß der erste Anblick dich erschrecken konnte, so begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich stand erstaunt. Er suchte sie zu beruhigen; aber so weh es ihm that, die holde Braut in solcher heftigen Erschütterung zu sehen, schmeichelte es im Grunde doch seiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung seiner großen Kunst zuschrieb.

Luitgarde faßte sich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Gestalt mit der unglücklichen Ähnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichsten Verzweiflung ihr wie ein schreckendes Gespenst vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte sehr seines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um seine Nichte nicht täglich mehrere Mahle zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu

zwingen; aber auch, als das Gemählde entfernt und ihr Weg wieder frey war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so von Ketten belastet, der Freyheit, des Tageslichtes beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseyns in düstrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerkerscene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines bessern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich — es war ein lichter Punct, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umfing, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesen Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen

Wegen zurückzubringen. Jemehr sie diesem Entwurfe nachsann, je glänzender strahlte er ihr entgegen; sie glaubte, daß das eine recht schöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Daseyn werden könnte, und sie entwarf tausend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebsten durch sie geschehen möchte.

Unterdessen fing der Winter allgemach an, sich seinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und schmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das stumme Erstarren des Winters wich vor dem Geräusch der fallenden Tropfen und der entfesselten Wellen, Frühlings- und Sehnsuchtsgefühle regten sich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an sein nahendes Hochzeitfest, Luitgarde fühlte die Brust von schmerzlich süßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenstand aber jenes Fest nicht war; ja vielmehr schlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eisiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunkeln, düstern Hoffnungen. Doch es war der Wunsch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgespro-

chene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bey ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig vermahnte, angetreten, zwey Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölz, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren bemüßigt war, berittene Räuber von zwey Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur

Wehre setzen wollten, vom Kutschbock rissen, sich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Kostbarkeiten, die der Graf mit sich führte, forderten. Dieser antwortete ihnen unerschrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und schlug auf den Grafen an. Erschrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Brust, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl Eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief seine Kameraden mit einem Pfiffe zusammen, und Alle sprengten mit verhängtem Zügel in's Dickicht hinein.

Nach einer langen Pause des stummen Erstaunens sagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war. Indessen hatten die Bedienten sich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man setzte, noch erschrocken, betäubt von dem schnellen Wechsel der Ereignisse, den Weg fort. Mit düsterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht seiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für sie, der sichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schicksal seines Sohnes —

Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er: Das ist das Lansky'sche Wapen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ring? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und doch hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederhohlte Luitgarde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papagey's fielen ihr auf einmahl schwer auf's Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagey gebracht, und wer ihn den Nahmen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch

schon gesagt habe. Der Ring ist ihm sehr theuer, hat er mich versichert. Ich wollte ihm denselben zurückſenden, wenn ich seiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit sichtlicher Empfindlichkeit.

Der Mensch ist in dich verliebt, das ist klar. Nun lassen sich auch manche andere Dinge und das Geschenk des gestohlenen Papagey's begreifen. Eine lächerliche und doch grausenhafte, schändliche Liebschaft, fürwahr, zwischen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dieß Wort schnitt tief und schmerzlich in Luitgardens Brust, und sie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob sich der Stolz und der Entschluß, den Unglücklichen, der mitten in seiner Verwilderung noch besserer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und seiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meist schweigend, in tiefen Gedanken kamen sie nach Prag. Graf Martinitz betrieb seine Geschäfte und mitunter geheime Nachforschungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte sich beobachtet, und nicht mehr so zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte sie; denn sie wußte sich keines Vergehens, nicht einmahl einer tadelhaften

Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl seyn. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht, in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Vetters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Fritz gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martinitz, und, seine Freyheit mit seiner Pflicht ent-

schuldigend, bath er ihn im Nahmen des Gerichtshofes Seiner Majestät, ja der guten Sache selbst, um bestimmte und treue Auskunft. Der Antheil seiner Nichte an der wunderlichen Geschichte setzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen so aufrichtig er konnte, und dieser verlangte endlich den Ring zu sehen. Luitgarde sollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerstreben, sie bath, sie kniete vor dem Oheim nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, sie hätte so gern das Pfand der zarten Achtung des Unglücklichen für sie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände sollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in seinem Nahmen, im Nahmen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war gestört worden. Luitgarde konnte sich nicht entziehen. Stumm und düster gab sie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch sie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wapen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit sich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzustellen.

Diese acht Tage vergingen in einer peinli-

chen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den schauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter schien es sich in Widerstand und Reibung zu entzünden, und eine unselige, schmerzlich süße Vermuthung, die seit der näheren Bekanntschaft mit dem Ringe sie tausend Mahl in wunderbare Träumereyen verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehen, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angst ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finstern Mienen darauf hingewiesen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sey, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines so verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er sich des Mitleids schäme, das sich für ein solches Ungeheuer in der Brust seiner Verwandten, der Braut seines Sohnes, zu regen scheine.

Luitgarde antwortete nichts auf diese Vorwürfe, und beschloß zugleich, über diese Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie sie meinte, Unrecht that, und überhaupt sich unrecht in diesem Verhältnisse be-

nehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte sich ihres Herzens, sie fing an, den Gedanken, die sie zu Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie sann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Wesen, das sich in allen Künsten versuchte, und in keiner Meister war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schicksal hinausgestoßen hätte in die Wildniß, unter böse, verderbte Menschen, wenn er sein Leben, seine Freyheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecherischen Beyspielen seine Tugend hätte behaupten sollen? Und sie versetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit seiner Willens- und Körperkraft, mit seinen Anlagen und seinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, sie dachte sich ihn unter rechtlichen Menschen, in adlichen Sitten, in jeder Übung der Tugend und nützlicher Wissenschaft erzogen, sie wagte es, das Bild auszumahlen, wenn er wirklich Victorin Lansky und ihr erster Verlobter wäre, und sie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens bey'm Frühstück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler seiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, sie nahm ihn schweigend

aus seiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiel der Phantasie sie die Farben desselben — der Carniol war ihr Victorin's Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; sie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desselben Tages stürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreitet sich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der schwarze Fritz sey gefangen, und werde morgen in schweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erstarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und sein geschäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in schmerzliche Gedanken zu versinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach sie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zimmer verlassen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man seine vermuthete Neigung für sie zum Werkzeug seines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumstößlich bewiesen, und von diesem Augenblick an, da dem unerbittlichen Gesetze genug geschehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu besorgen war, nahm ein tiefes, ein heiliges Mit-

leid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen sich selbst, und mit dem Bewußtseyn der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen sie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltsam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rücksicht daraus verschwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgesindes, Alles überzeugte sie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belastet, beynahe an jedem Gliede seines Körpers gefesselt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauspiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu sehen, Alles erzählte vom schwarzen Fritz und Alles schien sich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein schöner Mensch ist! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thür zu. Und hast du gesehn, sagte die zweyte, wie er so wild und fürchterlich auf den Boden starrte

und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweyte, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach, es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es jetzt schwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederhohlte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine

Mitschuldigen sagten aus: Er war im Sächsischen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, harten Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freybeuter, die den hochgewachsenen, kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu seyn, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bey einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr- und Ruhmsucht. Er wollte steigen, er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten

aus dunkler Erinnerung Bilder eines beſſern Zuſtandes ſeiner früheren Kindheit vor, als er in der ſchmutzigen Köhlerhütte und unter ſeinen niedrig geſinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und ſein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödtlich beleidigt. Er nannte ſich nicht mehr Fritz, ſondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Bruſt, daß er einſt mit dieſem Nahmen war gerufen worden, und er ſtrebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böſes Verhängniß ihm entriſſen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeſchmeidig, kühn und ſtolz, hatte er von jeher verſäumt, ſich Freunde zu erwerben, und nur ſeinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen ſollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil ſie den Vorzug beſaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben feſt überzeugt war: eine adeliche Herkunft. Das kränkte ihn am tiefſten und erfüllte ſeine Bruſt mit gehäſſigen Gefühlen. Dennoch ſtand er endlich im Begriff, ſeinen Wunſch zu erreichen und als Hauptmann in ein

Linienregiment zu treten, als der Friede geschlossen, sein Corps aufgelöst und die meisten Truppen entlassen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeschnitten, seine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache stachelten ihn auf, brot- und herrenlose Kameraden gesellten sich zu ihm und der Entschluß bildete sich in ihm aus, sich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn ausgestoßen, die alle seine Plane auf Ehre und rechtlichen Besitz zerstört hatte. Bald hatte sich die Bande gesammelt, bald war er durch einstimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildesten Thaten, die kühnsten Entwürfe waren sein Werk, aber auch die strengste Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern seines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beynahe Unglaubliches auszuführen und sich jeder Nachstellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag seine Geistesgegenwart, sein Scharfblick der verführerischen Stimme einer Leidenschaft, die stärker sprach, als Ehre, Muth und Vorsicht. Er ging in die schlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er

glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Fritz war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bey einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sey,

dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheil äusserte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmahl auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sey.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtseyn seiner Schuld, oder von Furcht vor Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolz und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib seyn müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Wor-

ten und Winken hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen.

Dann wird man ihn ohne Weiters auf die Folter bringen, sagte kalt einer der anwesenden Herren.

Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesblässe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. Das wird nicht nöthig seyn, sagte er, denn er läugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich seyn, seine Seele zu retten!

Luitgarde sah den Geistlichen lang' und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräch, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sag-

te, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Nahmen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschtem Herzen, unter Thränen des Schmerzes und der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Theil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Übel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und sprach: Es ist möglich, mein Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß

auch wirksam seyn kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinn und Übereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor und hieß sie zuletzt sich in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hindernisse, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege seyn.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor Pater Augustin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu biethen gesonnen sey? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch vielleicht für die Sinnesänderung des Gefangenen Eini-

ges hoffen; aber — Luitgarde müßte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stutzte. — »Wenn es keinen andern Ausweg gibt — ich bin auch hierzu bereit!« — Der Geistliche sah sie verwundert an. — »Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgenheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt.«

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

»Nun, so benennt Tag und Stunde.«

Wie, Ihr wolltet wirklich? —

»Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Ersatz geben.« Des Geistlichen Züge hellten sich mehr und mehr auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den drittnächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten

an Händen und Füßen gefesselt, auf seinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabliefen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um sich etwas mehr Freyheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verschaffen, und das denn mehrmahl bey einer schnellen Änderung seiner Lage mit Getöse herabfiel und ihn aufschreckte — ihn selbst bleich, durch Kerkerluft ermattet, finster und beynahe verzweifelnd!

Durch lange, düstere Gänge, neben hohen Eisenthüren, an festvergitterten Löchern vorbey, aus denen Kettengeklirre, oder Ächzen, oder Brüllen der Wuth scholl, folgte sie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete rasselnd eine knarrende Eisenthür — und sie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finstern Aufenthalt sie an. Der Geistliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Gesicht liegend, sich auch nicht einmahl nach den Eintretenden umsah, freundlich an und sagte: Du hast es verlangt, Fritz, daß die bewußte Person zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unschuld überzeugen sollst. — Hier ist sie. Bey diesen Worten schlug er den Schleyer zurück, den

Luitgarde vor Angst und Schmerz zu lüften vergessen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem schrecklichen Fluche von seinem Lager auf, die schweren Ketten rasselten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch sein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltsam nieder.

O Gott! o großer Gott! rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

Du bist's? rief der Gefangene: Du kommst in diesen Aufenthalt des Elends und des Grauens? — Er betrachtete sie eine Weile halb gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüsterten sich seine Züge wieder, und mit bitter'm Lachen sagte er: Sinnst du wieder auf neue Tücke? Willst du noch mehr von mir erlauschen, um mich meinen Peinigern zu verrathen? Es ist nicht nöthig, ich will ja sterben, ich will mich nicht retten.

Der Geistliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was sie sah und hörte, schwieg.

Schweigt! rief der Gefangene: Ihr schweigt! Ich habe es nur mit ihr. Und nun ergoß er sich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falschheit, und eine ungeheure Lei-

denschaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth sich in diesen Klagen und Wünschen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens sehen, das ihr ganz ergeben und ihr längst schon theuer war. Sie weinte sanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat sie näher zu ihm und sagte: Ich bin doch unschuldig, Victorin, so sehr der Schein wider mich ist. Hört mich an! — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufsehen, welches diese Geschichte erregt, und das ernste, unausweichbare Begehren des Kanzlers an sie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu; aber im Eifer des Gesprächs hatte sie sich neben ihn auf sein hartes Lager gesetzt, und das schwere Schloß, das bey jeder heftigen Bewegung von ihm, herunter zu fallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — Was macht Ihr? rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Last abnehmen. Aber so, wie er die Hand ausstreckte, schrie Luitgarde auf: Mein Gott, Ihr blutet! Die schweren Fesseln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog sie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen flossen darauf.

Ist's möglich? rief der Gefangene: Hasset Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich spricht?

Sie erhob den Kopf und sah ihn durch Thränen ernst und liebreich an: Ich bin Euch von Herzen gut, ich war es im ersten Augenblick, wo ich Euch kennen lernte, und so sag' ich Euch: so wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünsche, ich bin unschuldig!

Barmherziger Gott! rief er überwältigt und laut: — Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe gelästert, mir kann Gott nicht barmherzig seyn! Er stürzte nieder auf das Gesicht und seine Brust arbeitete in schrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf seine Schulter. Victorin! sagte sie mit tiefer Rührung: Glaubt mir, Gott ist unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr, ein schwaches, sterbliches Wesen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch so schwer beleidigt glaubt: wie soll der allbarmherzige Vater nicht seinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?

Jetzt trat der Geistliche herzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menschenherzens und mit aller Salbung seines hohen Berufs drang er unwiderstehlich in

den Unglücklichen. Er pochte, er riß an diesem Herzen, das noch manches schönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, seine starre Hülle zu schmelzen. Der Gefangene richtete sich auf, Luitgarde sah sein Gesicht in Thränen gebadet. — Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater, sagte er dumpf, daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem so verruchten, so verhärteten Sünder?

Der Geistliche faßte ihn schnell bey diesem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führte alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhiessen. Victorins Thränen flossen stärker. O Gott! o Gott! rief er endlich und stürzte von seinem Lager herab in die Knie: Kannst du mir verzeihen? In diesem Augenblick trat die Sonne über das Gitter des Gefängnisses und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. Du bist erhört, dir ist vergeben! rief Luitgarde in Begeisterung. — Gott stärke dich, mein Sohn! sagte der Geistliche und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Luitgarde sank an seine Brust. Ach, diesen Engel im Arm, rief er, darf ich es wagen, zu dir empor zu blicken?

O mein Vater! verzeih' deinem zerknirschten, deinem verzweifelnden Kinde!

Eine tiefe, heilige Stille feyerte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle drey sich von ihrer Rührung erhohlt hatten, sagte der Geistliche zu Luitgarden: Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden. Luitgarde verneigte sich stumm.

Ich darf doch noch einmahl vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu sehen, edles Fräulein? fragte der Gefangene ehrerbiethig, aber mit sichtbarer Angst. Sie reichte ihm weinend die Hand: Ich sehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt. Der Geistliche führte sie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit schnellen Schritten vorwärts, sein störrisches Betragen gegen seine Richter verschwand, er bekannte seine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, er wünschte zu sterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in diesen letzten Zeiten wünschenswerth geschienen, der Besitz des über Alles geliebten Weibes, das seit lange wieder die erste Regung edlerer Natur in seinem erstorbenen Herzen geweckt hatte, und dieses war durch seine

Verbrechen auf ewig von ihm geschieden. So hatte ein Leben, das so gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reiz für ihn, und er that, was an ihm war, um sein Urtheil und die dunkeln Folgen desselben zu beschleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, sich in ihr Geschick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er sterben mußte, ja, sie sah in dem versöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung seiner selbst und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entschluß war für diesen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängstlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geistlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen festgesetzt, daß dieser an den Grafen Lansky schreiben, ihm den Ring senden, die Erinnerungen des Gefangenen aus seiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen und dann erwarten sollte, was dieser beschließen würde; Victorin aber sollte vor der Hand nichts von diesen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam schnell zurück. Vaterangst und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ sich nichts entscheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf woll-

te selbst nach Prag kommen, und Pater Augustin sollte indessen den Gefangenen näher ausforschen und vorbereiten. Das geschah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er sich selbst besann, der Werth, den die gute Köhlerinn, seine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die sie ihm heimlich dafür, als für sein kostbarstes Kleinod, einzuprägen suchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als sie — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring so kostbar verzieren zu lassen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von seinen Pflegeältern in den Sächsischen Gebirgen gehört hatte, Alles stimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Augustin wagte es endlich, ihm das wahrscheinliche Geheimniß seiner Geburt und seines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer sich, er schien wie wahnsinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerrissen seine Brust, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeil verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Daseyn Werth geben konnte, gefunden zu haben, um

alle diese Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als seine Besinnung und seine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geistliche sah, nicht ohne eine Mischung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlicheren Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach ersparen sollte.

Auf sein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen gesundern Aufenthalt gebracht, die schweren Fesseln mit leichtern vertauscht und für bessere Pflege gesorgt. Seine unverdorbene Jugend widerstand der Wuth der Krankheit, und mit seiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit seines Geistes gebrochen. So wie er zu sich kam und, einiger Besinnung fähig, den Priester eintreten sah, streckte er ihm mit still ergebener Miene die Hand entgegen und sprach: Jetzt habe ich es gefunden, Pater Augustin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht! Und was hast du gefunden, mein Sohn? fragte der Geistliche. Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen soll! Und nun ent-

wickelte er mit innerer Erhebung, ja, mit einer Art von Begeisterung den Gedanken, daß Gott ihn so wunderbar geführt und ihm am Ende seiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, um damit er durch ein gelassenes, williges Opfer alles dessen, was dem Menschen am theuersten ist, einen kleinen Theil seiner Schuld abtragen, somit seine Büßung auf Erden schmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben sollte.

Froh und gerührt stärkte der fromme Greis seinen Schützling in diesen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzustatten, und, ohne daß er es wollte, durch seine warme Erzählung von der stillen Ergebung des Jünglings, von seinen frommen Entschlüssen, die längst genährte Flamme in ihrer Brust noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thür auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Gestalt trat in's Zimmer.

Gott im Himmel! Graf Lansky! rief Luitgarde.

Der Graf stand betroffen: — Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemahls —

Luitgarde erröthete heftig: — Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten —

Ist mein Freund Martinitz zu Hause?

Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein Paar Tagen erwartet wird. Übrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin. Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkanntet?

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Ähnlichkeit —

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Graf heftig: O, so soll es denn wahr seyn? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedanken zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefen Kummer versenkt zu, dann wendete er sich an Luitgarden: Und Ihr, mein Fräulein, heißet? —

Luitgarde Branow.

Dacht' ich's nicht! O, es muß sich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr seyd Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schwester?

Luitgarde nickte bejahend.

Ja, das sind ihre Augen! So blickte Adelheid, so war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch bestimmt war?

Mit einem schweren Seufzer sagte sie: Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längst geahnet.

Und Ihr verabscheuet den, den Euch die unglücklichen Ältern bestimmt hatten? Ihr müßt ihn hassen.

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor. Ach, ich hasse ihn nicht, ich kann ihn nicht hassen!

Was hör' ich? Ist's möglich? Einen Verbrecher, einen Abscheu der Menschheit?

Mir ist er nicht anders als edel erschienen, sagte Luitgarde, indem sie ihre Thränen zu trocknen und sich zu fassen strebte. Und nun erzählte sie dem Grafen Alles, von der ersten Begegnung am Moldauufer bis zu ihrem letzten Besuch im Kerker bey ihm. Graf Lansky hörte ihr gespannt zu. Nach und nach schmolz sein empörtes Gemüth zu weicher'n Gefühlen; väterliche Liebe,

Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindseliges Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: Nun, wenn es denn wahr seyn und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wiederfinden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: keinen Sohn zu haben, oder ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundinn, Ihr seyd doch wohl so gütig, uns zu begleiten?

Sie gingen. Pater Augustin öffnete die Thür eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thür stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von dem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbiethiger Freude. Die Blässe seiner Züge, die Langsamkeit seiner Be-

wegung zeugten von dem, was er gelitten und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky, sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke seyn können.

Victorin verneigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewegung ihn bey'm Anblick des Fremden und bey dem Nahmen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählich nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab und stieg endlich bis zu dem heftigsten innern Kampfe.

Es trifft Alles, Alles zu, rief er schmerzlich. Nur noch Ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greises zu entscheiden.

Victorin erblaßte und trat zurück.

Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem schweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das —?

Eine schnelle Gluth überflog das Gesicht des Unglücklichen, er schlug mit zitternder Hand das dunkle Gelocke von der hohen Stirn und die Narbe erschien.

Gott! Gott, er ist's! Es ist mein Sohn! rief der Graf mit zerschmetterndem Tone, schlug beyde Hände vor's Gesicht und wandte sich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

Mein Vater! Ach, mein Vater! schrie Victorin, streckte die Arme aus und schwankte erblassend zurück, da er die verabscheuende Geberde desselben sah. Der Geistliche trat zu ihm, ihn zu unterstützen; aber in dem Augenblick sprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umschlang ihn mit beyden Armen und rief: Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich ver-

läßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten sich, seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: Es ist doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und, unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Knie umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Augustin standen stillweinend und bethend

an ihrer Seite; aber erst nach langer Zeit legte sich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die schmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu sprechen. Victorin erzählte sein Schicksal aufrichtig, gefaßt; nur, als er an die Periode seines Räuberlebens kam, bath er den Vater, sie stillschweigend übergehen zu dürfen und betheuerte feyerlich, daß, seit er Luitgarden das erste Mahl erblickt, seine Hand kein Blut vergossen und der Entschluß, sich von seinen wilden Gesellen zu trennen, ein verbrecherisches Leben aufzugeben und sich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in seiner Brust gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferschüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich sey, den gebesserten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Äußerung des Letztern, worin ein edles Gemüth sich spiegelte, mehr Lebhaftigkeit. Er wollte nach Wien, sich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehn. Victorin verwarf den Vorschlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen seiner Brust waren zu gräßlich, er sah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und sei-

nem eigenen Gefühl Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Verbindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hause kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bey sich. Man erklärte sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den alten Martinitz zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erster Verlobniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als

eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut befunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der unter Schelmen und Freybeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundert Mahl ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sey.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfang sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblicke brach die lang' gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen

Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, both sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugedacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorsatz mit entzückter Dankbarkeit, sein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freyer und gütiger behandelt und seinem Wunsch gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angebornen Stolze sich mischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen

auch ihn hin. Er umarmte den einst Gehaßten recht herzlich und versicherte ihn seiner völligen Verzeihung.

Diesen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Augustin fast unausgesetzt bey Victorin zu. Luitgarde hielt sich mit aller ihrer Kraft, obwohl sie innerlich die Macht der langen, heftigen Erschütterung wohl fühlte und ahnete, was geschehen würde, wenn erst der entscheidende Moment einträte.

Am zweyten Abend — es war der vor dem Todestage — nachdem sie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abschied genommen und Victorin sie, wie ein Sterbender, still, fromm und innig entlassen hatte, sank sie in dem Gange vor seiner Thür zusammen, man brachte sie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette und sie erwachte in der ganzen schrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächsten Morgen geleitete Pater Augustin mit tiefer Trauer und heiliger Rührung seinen Schutzbefohlnen auf dem letzten, schweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er oft in der Schlacht und bey gefährlichen Anschlägen beherzt entgegen gegangen war, er sah in ihm den Hafen der Ruhe,

in welchem seine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Versöhnung finden sollte. Ihn schmerzte nur die Trennung von seinen Geliebten und ihr Jammer. Beschäftigt mit Gott und dem nahen grossen Augenblick schritt er still und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner sichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geistlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ sich die Augen mit dem Tuch, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten stand seine Seele vor Gott, der That und Absicht, Umstände und Beziehung klarer durchschaut, als sterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geist in väterlicher Liebe richtet.

In demselben Moment fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. Jetzt ist es vorbey! rief sie. O Victorin! Nimm mich zu dir!

Bald darauf kam Pater Augustin. Bleich, stumm legte er das unglückliche Tuch — so hatte sie es gewünscht — in ihre Hand. Ihr Herz brach — sie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langsam alle Fäden eines blü-

henden, jugendlichen Lebens zerrissen hatte; aber ein Paar Monden nach Victorin's Tode, um dieselbe Morgenstunde, wo er gestorben war, verschied sie sanft und heiter, und sein Nahme und seine himmlische Erscheinung, die sie vor sich schweben zu sehen behauptete, war ihr letzter Laut.

II.

Die goldene Schale*).

*) Diese Erzählung ist einer Sage nachgebildet, und nur in diese Gegend versetzt.

In dem Thale, wo die Enns im tiefen Felsengestade hinrauscht, lag in einer der finsterſten Schluchten, welche sich um das große Gebirge hinziehen, aus dem schon die Römer das Norische Eisen zogen, und dessen unerschöpfliche Minen durch eine zweytausendjährige Bearbeitung nicht verarmten, die feste Burg Reiflingstein, von welcher nun keine Spur mehr übrig ist. Auf einem steilen Felsen, der über den Fluß herüberdrohte, erhob sich das alterthümliche Gemäuer. Das Gerücht schrieb dessen erste Erbauung den Römern zu, so wie die Familie ihre Abstammung von einem Römischen Centurio ableitete, der hier den christlichen Glauben angenommen, und diese Gegenden mit seinem Vaterlande vertauscht hatte. Doch waren, wie der Ruf verkündete, Manche seiner Hausgenossen den heidnischen Göttern heimlich treu geblieben, und bey nächtlicher Weile in Höhlen und undurchdringli-

chen Wäldern opferten sie ihnen, oder vielmehr den Dämonen, die in den Klüften des Eisenberges ihr geheimes Wesen trieben, und, um ihre Verehrer von dem Dienst des wahren Gottes abzuhalten, ihre eigennützigen Spenden nicht selten mit reichen Gaben aus den Eingeweiden der Berge belohnten.

Die Zeit und die allmählige Verbreitung des christlichen Glaubens machten endlich auch jenen Dämonendienst verschwinden; aber zwischen manchen Gliedern dieses Stammes und den gespenstischen Bewohnern des Berges blieb doch noch immer ein geheimnißvoller Zusammenhang. Auch war das ganze Haus der Reiflingsteiner von keinem freundlichen Geiste beseelt. Damahls war noch keine breite, vielbesuchte Straße durch jene Gegenden gebahnt, Handel und Verkehr hatten die dichten Waldungen noch nicht gelichtet, und milde Sitten und feste Gesetze noch nicht den Weg des Reisenden gesichert. Unbequem und nicht ohne Gefahr durchzog man das Ennsthal; denn die Herren von Reiflingstein lauerten hier auf den unverwarnten Reisenden, der entweder mit seiner Habe in ihre Gewalt fiel, oder seine Freyheit mit schwerem Gelde lösen mußte. Ihre Fehden mit ihren Gränznachbarn störten die Ruhe

des ganzen Gaues, und ihre Unterthanen seufzten unter einem harten Joch.

Aber schon seit einem Jahrhunderte neigte dieser einst so furchtbare Stamm sich sichtlich seinem Erlöschen zu. Das sonst kinderreiche Haus hatte seit einigen Geschlechtsfolgen kaum einen oder ein Paar Sprößlinge aufzuweisen, und als Herzog Leopold der Glorreiche seine Lehensmänner zu einem Zuge gegen die Ungern aufforderte, konnte ihm aus dem Hause Reiflingstein kein Ritter die Herresfolge leisten; denn Herr Ottokar, der einzige Mann seines Stammes, war, obwohl noch in blühendem Mannesalter, durch Kränklichkeit, eine Folge seiner vielen Ausschweifungen und Kriegszüge, auf seiner Burg zurückgehalten.

Aber auch im Innern der Burg war kein Frieden. Herrn Ottokars wilde Gesinnung verbitterte das Leben seiner sanften Gemahlinn Agnes, die, mit ihm verwandt, von ihrem Vater gezwungen worden war, dem reichen Freyer ihre Hand zu geben. Agnes hatte das Haus ihres Gemahls ungern betreten, und bewohnte es seitdem unter stäter Sorge und Furcht. Es war aber nicht bloß der wilde Sinn ihres Gemahls, welcher ihre Tage freudenlos machte; die Burg

war auch sonst von allerley unheimlichem Wesen beunruhigt, das die Furcht der Bewohner nach ihren verschiedenen Ansichten bald den nie ganz gestillten Einwirkungen jener dämonischen Welt, bald dem verkehrten Lebenswandel der Ahnen ihres Herrn zuschrieb, die sich eben so, wie er, durch Raub, Plünderung und Mord bereichert hatten, und nun bey ihren ungerechten Schätzen keine Ruhe im Grabe finden konnten. Die älteren Diener des Hauses erzählten von unterirdischen Kammern und Gewölben, welche mit den Klüften des Eisenberges in Verbindung ständen, und in welchen die früheren Besitzer den Raub, den sie von wehrlosen Reisenden, aus erstürmten Burgen, wohl auch aus zerstörten Klöstern und Kirchen, durch den Beystand der Dämonen gewonnen, verborgen hatten. Der Eingang zu diesen Gewölben war nicht mehr zu finden. Vor mehr als hundert Jahren, in einer schrecklichen Nacht, in welcher Donner und Blitz von außen, und unterirdisches Getöse im Innern des Berges den Felsen und die Burg erschütterten, und die damahlige Gebietherinn des Schlosses auf unbekannte Art verschwand, sollten auch die Gänge, welche zu jenen Kammern führten, zusammengestürzt seyn.

Die sanfte Agnes ließ diese Gerüchte dahingestellt seyn, sie wußte nicht, was sie davon glauben sollte, und wagte es nicht, ihren Gemahl, der alle Erzählungen dieser Art mit frechem Hohngelächter hörte, oder mit dem Ausbruch des wildesten Zornes von sich wies, darum zu befragen. Aber auch sie fühlte die Einwirkungen unbekannter Gewalten, die sich ihr bald in ihren Gemächern, bald auf den langen, einsamen Gängen des Schlosses auf schauerliche Art kund gaben, und deren unseliges Treiben das Glück des ganzen Geschlechtes und auch das ihrige gestört zu haben schien. Obwohl schon mehrere Jahre verheirathet, war ihre Ehe noch durch keine Nachkommen gesegnet. Mehr als einmahl hatte sie die süße Hoffnung, Mutter zu werden, verschwinden sehen. Ein Paar Kinder weiblichen Geschlechts starben sogleich nach der Geburt, und es schien, als sollte der furchtbare Stamm mit Herrn Ottokar erlöschen. Dieser Umstand diente nicht dazu, ihn milder gegen seine unglückliche Gattinn zu stimmen; er schrieb nur ihr die Schuld seiner getäuschten Erwartungen zu, und sann darauf, sich, unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft, durch Scheidung von ihr zu befreyen, um eine Andere wählen zu kön-

nen, von der er sich männliche Erben versprechen dürfte.

Aber wie er eben mit diesen Gedanken umging, entdeckte ihm Agnes, daß sie von Neuem die Hoffnung nähre, Mutter zu werden. Dieß hielt seine raschen Anschläge auf. Es war ihm höchst ungelegen; denn er hatte seine Augen bereits auf eine schöne Witwe in der Nachbarschaft geworfen, und er verschwor sich hoch und theuer bey seinen Zechbrüdern, daß, wenn seine Frau ihm dieses Mahl wieder ein todtes, oder kein männliches Kind bringen würde, er sie, sammt diesem, vom Schloßberg in die Enns stürzen lassen würde. Von dieser Drohung wußte Agnes nichts; aber das Betragen ihres Gemahls war von der Art, um sie das Schlimmste fürchten zu lassen. Oft saß sie am Fenster ihres Gemachs, schaute hinab in den wildstrudelnden Fluß, der hier zwischen tiefen Ufern hinrauschte, und gegenüber auf die schroffe Felsenwand, mit wenigen düstern Fichten bewachsen. Ach, so schroff und düster war ihre Lage, so wild, wie jene empörten Wellen, ihres Gemahls Sinn, so still und einsam Alles um sie her, die, aus dem Schooß einer liebenden Familie gerissen, hier Niemand hatte, der Theil an ihrem Schmerz

nahm, und neben den unfreundlichen, sterblichen Bewohnern der Burg noch das Grauen unsichtbarer Mächte in diesem unheimlichen Aufenthalte zu erdulden hatte!

Eines Abends — ihr Gemahl war bey einem Jagdfreunde in der Nachbarschaft — schien sie das Gefühl ihrer unglücklichen Lage mächtiger als sonst zu ergreifen, und sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, wie sie in die schweigende, von trübem Mondlicht erhellte Gegend hinaussah. Aus den Fluthen der Enns stiegen die Abendnebel auf, und zogen sich in dünnen, weißlichen Schleyern um die waldigen Ufer hin, vom duftigen Himmel blickte der Vollmond herab, und in seinem matten Schein webten und wogten die luftigen Massen. Agnes schaute starr in das wechselnde Spiel: da schien es, als formte sich das leichte Gewölk zu allerley wankenden, unbestimmten Gestalten, die jetzt aus der Tiefe auftauchten, jetzt wieder verschwanden. Agnes ergetzte sich daran, ohne diese Bildung für etwas mehr, als ein Spiel des Abendwindes und der Dünste zu halten. Aber jetzt wurden die Gestalten deutlicher, die Umrisse schärfer, und mitten unter den Formen abenteuerlicher Nixen und Meerweiber erhob sich aus den wogenden Dün-

sten die todtbleiche Gestalt einer jugendlichen Frau, mit einem kleinen Kinde im Arm. Das nasse Gewand, die schlicht herabhängenden Haare bezeichneten eine Ertrunkene, und in den aschgrauen Zügen glaubte sie auf einmahl mit Entsetzen ihre eigenen zu erkennen. Starr und halb ohnmächtig schwankte sie vom Fenster zurück auf einen Stuhl, und wie sie sich wieder besann, waren Gestalten und Nebel verschwunden, und der klare Vollmond goß vom tiefblauen Himmel ein helles, freundliches Licht über die Gegend hin.

Eine grausende Ahnung ihres künftigen Schicksals zog unbestimmt, aber desto quälender durch ihr Herz. Sie wußte nicht, wie es geschehen würde; aber daß sie und ihr Kind ein Raub der Wellen, oder vielleicht gar boshafter Wassergeister seyn sollten, wurde ihr immer wahrscheinlicher, wie sehr ihr Verstand auch sich dagegen erhob, und das ganze Gesicht als ein Spiel der erhitzten Phantasie zu erklären strebte.

Ihre Niederkunft rückte indessen heran, und in derselben Zeit war bey dem Grafen von Traungau eine große, herrliche Jagd angesagt, zu welcher er alle seine Nachbarn und auch den Herrn von Reiflingstein eingeladen hatte. Ottokar wußte wohl, welche Katastrophe seinem Hause bevor-

stand, und Agnes, von ihren Ahnungen gequält, wünschte mehr als je, ihren Gemahl, das Haupt des Hauses, in ihrer Nähe zu wissen; aber die leidenschaftliche Liebe zur Jagd überwog bey diesem alle Rücksichten, und er dachte, es würde immer noch Zeit seyn, wenn er einige Tage darnach zurückkehrte, entweder seinen längstgewünschten Sohn zu finden, oder sich im entgegengesetzten Falle von seiner lästigen Bürde zu befreyen. So reiste er ab, fast von allen seinen Mannen begleitet, und ließ Agnes mit ihren Weibern und einigen alten Dienern zurück.

Herr Ottokar war noch kaum im Schlosse Steyer bey seinem Wirthe eingeritten, als zu Hause Frau Agnes eines schönen Töchterchens genas. Die Freude an dem wohlgestalteten, gesunden Kinde ward ihr zwar sehr durch die Furcht vor dem zerstörten Wunsche ihres Gemahls und jenes trübe Nachtgesicht verbittert; doch schloß sie das Kind mit inniger Liebe an's Herz, und gelobte unter Thränen, es, wenn Gott es ihr ließe, ihm zu weihen. Übrigens befand sich die Mutter so wohl, als es unter ihren Umständen möglich war, und enthob dadurch ihre Dienerschaft der allzuängstlichen Sorge für sie.

So geschah es, daß sie am Nachmittage des

zweyten Tages ganz allein im Bette lag, während das Kind sanft an ihrer Seite schlief, und die Wärterinn, eines Geschäftes wegen, das Zimmer auf längere Zeit verlassen mußte. Da kam es Agnes vor, als öffne sich das Getäfel der Wand, und eine Thür, von deren Daseyn sie nie etwas gewußt, ginge auf. Heraus trat mit langsamen, feyerlichen Schritten, in uralterthümlichen Gewändern, ein langer Zug männlicher und weiblicher Gestalten, alle durch Farbe und Abzeichen als Ahnen dieses Hauses kenntlich. Jede trug irgend ein silbernes oder goldenes Gefäß von hohem Werthe, deren Formen auf ein hohes Alterthum schließen ließen; ja, einige derselben schienen ursprünglich zu heiligem Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer langen Tafel, die plötzlich im Zimmer stand, ohne daß Agnes wußte, wie sie dahin gekommen war, stellten sie Alles in schönster Ordnung auf, so, daß der reichgeschmückte Tisch wie zu einem fürstlichen Bankett zugerichtet war. Jetzt wandte sich eine zuletzt gekommene Gestalt, deren Kleidung und Züge Agnes an das Gemählde der wunderbar verschwundenen Großmutter ihres Gemahls erinnerte, trat näher an ihr Bett, stellte eine goldene Schale, mit farbigen Edelsteinen reich

besetzt, auf dasselbe, und sprach mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme: »Du kennst mich. Ich bin eine Ahnfrau dieses Hauses, so wie diese ganze Versammlung Ahnen desselben sind. Ein grausames Schicksal versagt uns Allen die Ruhe des Grabes, wir büßen für unsere und frühere Sünden, und der letzte Sprößling unseres Stammes ist bestimmt, durch seine Tugenden uns Alle zu sühnen und zu erlösen. Aber dein Mann sinnt Böses, und nur dadurch, daß du dein neugebornes Kindlein in unsere Huth gibst, kannst du es retten. Wir wollen seiner treulich wahren, und es dir, wenn es Zeit seyn wird, wieder bringen. Diese Schale sey dir das Pfand unserer Gunst!« — Mit diesen Worten schob sie die Schale unter das Hauptkissen der Wöchnerinn, und streckte die langen, bleichen Finger aus, um das Kind zu ergreifen. Aber Agnes richtete sich auf und rief mit überlauter Stimme: Im Nahmen des Gekreuzigten! Weiche von mir und meinem Kinde! Auf diesen Ruf trat die Ahnfrau entsetzt zurück, man hörte draußen gehen, die ganze Ahnengesellschaft, der Tisch, die Prachtgeschirre, Alles war im Nu durch die Öffnung der Wand verschwunden. Nur den Schatten der Urgroßmutter glaubte Agnes noch mit warnender

Geberde und traurigen Blicken die Hand gegen sie erheben zu sehen; dann verschwand auch sie, die Thür des Vorgemaches ging auf, und Agnes Zofen, von dem Schrey ihrer Frau herbeygerufen, stürzten erschrocken in's Zimmer, zu fragen, was geschehen sey.

Sprachlos und bleich fanden sie ihre Gebietherinn auf das Kissen zurückgesunken. Sie vermochte eine Weile nicht zu reden, aber sie begriff wohl, daß das, was hier vorgefallen war, nicht darnach sey, um ihrem Gesinde mitgetheilt zu werden. Sie schob Alles auf einen schweren Traum, in welchen sie, während man sie allein gelassen, versunken wäre; aber die goldene Schale, die sich unter ihrem Kopfkissen fand, die die Wärterinn mit Erstaunen hervorzog, und Agnes mit Entsetzen erblickte, zwang sie, einen Theil der Wahrheit preis zu geben.

Die Geschichte machte grosses Aufsehen auf der Burg, das Dienstgesinde theilte sich dieselbe mit, vergrößerte, verblümte sie, und als zwey Tage darnach Herr Ottokar mit seinen Reisigen zurückkam, empfing ihn die doppelte böse Nachricht von der Geburt einer Tochter, und dem furchtbaren, gespenstischen Besuche bey der Wöchnerinn.

Mehr als gewöhnlich verwildert durch das grausame Vergnügen der Jagd und die Ausschweifungen im Trunke, stürzte er wüthend in das Zimmer seiner Gemahlinn, und ihre Frauen fanden sie, als er es nach einer Weile verließ, in einem Zustand, der zwischen Betäubung und Todesangst schwankte. Am andern Morgen hieß es, Frau Agnes sey in der Nacht an dem Schrecken des gespenstischen Besuches gestorben, und das Kind mit ihr. Herr Ottokar ließ einen prächtigen Leichenzug veranstalten, und die Särge, mit kostbaren Decken und den Wappen ihres und seines Hauses verziert, wurden in der Familiengruft beygesetzt.

Zwar liefen auf der Burg mancherley Gerüchte über diesen plötzlichen Todesfall. Man erzählte sich unter der Hand, daß die Särge leer gewesen und man den Leichnam der Frau und des Kindes in ihrer Kammer nicht gefunden hätte. Einige zweifelten keinen Augenblick, daß hier eine grauenvolle Einwirkung der Burggespenster im Spiele sey, und daß die nähmlichen Geister, welche die goldene Schale gebracht, die nun ebenfalls verschwunden war, auch die Wöchnerinn und das Kind entführt hätten, und Herrn Ottokars eigene Reden schienen geheimnißvoll auf einen

Vorgang dieser Art zu deuten. Andere, die klüger seyn wollten, maßen diesem Verschwinden keinen Glauben bey, und hielten Herrn Ottokar selbst für nicht ganz schuldlos in dieser Geschichte, indem sie glaubten, der furchtbare Besuch, an dessen Folgen die Wöchnerinn gestorben seyn sollte, wäre kein gespenstischer, sondern nichts als sein eigener wüthender Zorn und die Mißhandlungen gewesen, die er sich gegen die Unglückliche erlaubt habe. Es gab aber noch eine Partey, welche ihre Meinung für jetzt nicht laut werden ließ, nur in der Stille vergangene Begebenheiten mit der Gegenwart verglich, und schaudervolle Vermuthungen daraus zog. Diese behaupteten, daß man in der Nacht ein Geräusch und Wimmern im Zimmer der Wöchnerinn gehört, daß Herr Ottokar mit einigen seiner Vertrautesten sich hierauf heimlich aus der Burg entfernt und den Weg nach der Hinterpforte des Schlosses genommen, welche an den Abgrund über den Fluß führte, daß man diese öffnen gehört, und dort den Schimmer eines Lichtes und Gestalten sich bewegen gesehen habe. Hiermit verglichen sie jenen vermessenen Schwur Ottokars, die fehlgeschlagene Hoffnung an seinem Weibe zu rächen, und zweifelten keinen Augenblick, daß Herr Otto-

kar seine schreckliche Drohung ausgeführt, Weib und Kind in die Fluthen der Enns begraben, und mit dem Leichenbegängniß nur ein freches Gaukelspiel getrieben habe.

Eine Weile gaben diese Gerüchte den Einwohnern der Burg und der Nachbarschaft Stoff zu Gesprächen. Allmählich verlor sich der Eindruck, Frau Agnes und ihr schreckliches Ende waren vergessen, und ein halbes Jahr darnach führte Herr Ottokar eine schöne, junge Witwe als Frau nach Reiflingstein, welche in Glanz und Reichthum Beruhigung über alle unheimlichen Gerüchte fand, die man von ihrem Bräutigam und den Ereignissen auf seiner Burg erzählte. Es begann nun ein ganz anderes Leben auf der Burg. Die junge Frau ließ ihren Gemahl nicht allein die Freuden der Geselligkeit genießen, sie verlangte auch ihren Theil daran, und so war bald Schmaus und Fest auf Reiflingstein, bald begleitete die lebenslustige Frau ihren Gemahl zu Gastereyen und Jagden bey seinen Freunden. Diese Lebensweise forderte Aufwand, und Herr Ottokar mußte öfter sich auf Wegelagerung legen, als vorher, wie noch die fromme Agnes ihn von solchem Beginnen mehr abgehalten, als dazu angetrieben hatte. Auch die unterirdische

Gesellschaft des Schlosses begann sich mehr zu regen, unheimliche Begegnungen wurden häufiger als je, alle Augenblicke wußte das Schloßgesinde von irgend einem schauerlichen Ereigniß zu sprechen, ja es schien, als ob die gespenstischen Bewohner, sich nun Vieles für erlaubt haltend, manchen Theil des Schlosses ganz für ihr Eigenthum erklärt hätten; zum Mindesten wagte es Niemand, weder bey Nacht, noch bey Tage jene Orte zu betreten.

Zu Herrn Ottokars großer Freude erklärte ihm seine Gemahlinn, wenige Monathe nach seiner Vermählung, daß er seines sehnlichsten Wunsches auf Nachkommenschaft gewährt werden würde, und von diesem Zeitpunct an war die Gemeinschaft der Schloßgeister regsamer und merklicher als je. Vor Allen ließ jene Gestalt der verschwundenen Urgroßmutter sich oft und dreist sehen, so, daß man sich an ihre Erscheinung gewöhnte, und, als erst dieses Grauen überwunden war, in seinem ruchlosen Treiben durch sie nicht weiter stören ließ.

Frau Jutta's Stunde kam. Dießmahl verließ Herr Ottokar sein Schloß nicht, und bald vernahm er mit unsinniger Freude, daß ihm ein Sohn geboren worden sey. Ein schwelgerisches

Gastmahl und geräuschvolle Freuden feyerten das glückliche Ereigniß. Alle seine Freunde und Nachbarn mußten daran Theil nehmen, der Taumel ergriff das ganze Schloßgesinde, und während der Taufe in der Schloßkapelle ließ man die Wöchnerinn ganz allein. Nun ereignete sich dasselbe, was schon früher bey Frau Agnes Statt gehabt hatte. Die Wand öffnete sich, die Ahnenschatten gingen aus derselben hervor, die Tafel wurde mit den kostbaren Gefäßen besetzt, und jene wohlbekannte Urgroßmutter trat, einen goldenen Pokal in der Hand, zu Frau Jutta hin und begann also: »Wir sind die Ahnen dieses Hauses. Schwere Vergehungen und Sünden mancherley Art haben uns ein unerbittliches Urtheil von dem Richter über die Lebenden und Todten zugezogen. Wir sind der Ruhe des Grabes beraubt. O, Ihr Sterblichen, die Ihr im Rausche Eurer Lüste dahin taumelt, könntet Ihr Euch einen Begriff von den Leiden eines rastlos wandernden, müden Geistes machen, der sich schmerzlich nach Ruhe sehnt und sie nicht finden soll, Ihr würdet Euern Sündenweg verlassen! Aber auch uns ist einst Erlösung und Ruhe verheißen, und dein neugeborner Sohn ist es, auf dem der Ausspruch haftet. Erziehe ihn da-

her mit Sorgfalt! Gib ihm Lehren, die ihn zur Frömmigkeit und Tugend leiten, denn nur sein fester Glaube und die Reinigkeit seines Herzens kann uns retten! Über seine Erhaltung zu wachen, wird meine Sorge seyn. In den unterirdischen Kammern des Felsens, worauf dieses Schloß steht, liegen ungeheuere Schätze, wovon das, was du hier siehst, nur eine schwache Probe ist, die Frucht und der Gewinn unserer Sünden. Sie sind deinem Sohne bestimmt, wenn er das große Werk vollbringt.«

Frau Jutta hatte diese Rede zuerst mit Verwunderung und Entsetzen angehört; nach und nach verlor sich das Grauen, und die Warnungen und Winke des Geistes verschwanden vor der Hoffnung auf den Besitz so großer Reichthümer.

»Und was verlangst du sonst noch von mir?« sagte die muthige Frau. Die Gestalt blickte sie traurig und ernst an. »Sonst nichts,« erwiederte sie: »als daß du mich als Pflegerinn deines Sohnes bey ihm duldest. Nimm dieses« — indem sie ihr einen kostbaren Pokal reichte — »als Beweis und Pfand meines Versprechens!« Bey diesen Worten schob sie den Becher unter das Kissen der Wöchnerinn, wandte sich und verließ mit ihrer Gesellschaft und ihren Geräthen das

Zimmer, so wie sie es betreten hatte. Noch eine Weile nach ihrer Entfernung lag Frau Jutta ängstlich und staunend auf ihrem Lager, und beynahe hätte sie sich überreden wollen, sie hätte geschlafen, und es wäre Alles nur ein Traum gewesen; aber der Becher, welchen die Ahnfrau zurückgelassen hatte, überzeugte sie von der Wirklichkeit des Geschehenen. Muthig und klug beschloß sie, Niemanden, außer ihrem Gemahl, etwas von diesem Vorfall zu sagen, und verbarg den goldenen Pokal sorgfältig vor jedem Blick.

Sobald nach den Feyerlichkeiten der Taufe und dem prächtigen Gastmahl Herr Ottokar in's Zimmer seiner Gemahlinn trat, sandte sie ihre Leute fort, entdeckte ihm unter vier Augen den Vorfall, und zeigte ihm den Becher. Mit Grauen hörte er den Bericht. Die Erinnerung an ein ähnliches Ereigniß, das er mit unerhörter Grausamkeit bezweifelt und gerächt hatte, erschütterte sein Innerstes, und sein Gewissen sagte ihm, daß er durch seine Sinnesart gar wohl das Schicksal seiner Ahnen verdient habe. Jene goldene Schale mit den bunten Edelsteinen, die längst die Fluthen der Enns bedeckten, fiel ihm ein, und er vermochte es nicht, Jutta's Bericht ganz anzuhören.

Nach und nach, wie er die innere Stimme im Saus und Braus seines Lebens wieder beschwichtigt hatte, ließ er sich von Jutta nochmahl Alles genau erzählen, und sah nun auch mit Begier, obwohl nicht mit eben so viel Ruhe, wie sie, der verheißenen Erbschaft entgegen. Die Ahnfrau hatte Wort gehalten. Bald erschien sie am Lager des kleinen Siegebert. Im Anfang entsetzten sich die Zofen sehr vor dieser gespenstischen Wärterinn; da sie aber so oft wiederkam, so harmlos schien, und der Knabe sich nicht allein vor ihr nicht fürchtete, sondern fröhlich wuchs und gedieh, hatte endlich Niemand mehr etwas gegen sie, und man gewöhnte sich daran, den längstgeschiedenen Geist wie einen Mitgenossen des Hauses zu betrachten. Doch blieb sie stumm, und Niemand, selbst ihr kleiner Liebling nicht, brachte sie jemahls zum Reden. Auch war ihre Sorge für ihn mehr schützend und abwehrend, als daß sie einen bestimmten Einfluß auf seine Erziehung genommen hätte. Frau Jutta war verständig genug gewesen, sich keine der Lehren des Geistes entfallen zu lassen. Sie übergab die geistige Pflege ihres Sohnes der Aufsicht ihres Burgkaplans, eines ehrwürdigen, frommen Greises aus dem nahegelegenen Stifte Admont. Unter

seiner Leitung bildete sich das Herz des Knaben zur Frömmigkeit und jeder sanften Tugend. Seine Gestalt war angenehm, und der Vater ließ ihn durch seine Reisigen und Waffenmeister zu allen ritterlichen Übungen anführen. Hier war es nun, wo sich der Schutz seiner übermenschlichen Pflegerinn auf's wirksamste zeigte. So kühn und toll auch die Übungen waren, die Herr Ottokar seinen Sohn in noch zarter Kindheit treiben ließ, so schien eine unsichtbare Macht ihn überall zu begleiten und zu beschützen.

Seinen Vater beschirmte kein solcher Einfluß, und die wilde Gemüthsart, die sein Leben verstört, und Alles, was mit ihm umging, unglücklich gemacht hatte, stürzte ihn vor der Zeit in den Tod. Als er einst von einem schwelgerischen Gelage halb trunken nach Hause ritt, und schon an der Stelle war, wo der Weg sich von der Enns den Felsen hinaufzog, scheute sein Pferd plötzlich und wollte nicht mehr weiter. Herrn Ottokars Zorn entbrannte, mit Sporn und Peitsche suchte er es gewaltsam weiter zu treiben, das Pferd wurde wild, bäumte sich und sprang mit seinem Reiter seitwärts in den hochstrudelnden Fluß. Herr Ottokar stürzte besinnungslos in die Fluth, und ehe seine erschrockenen Leute ihm zu

Hülfe eilen und ihn an's Land ziehen konnten, hatte ihn der Schrecken oder Sturz getödtet; sein Hengst aber schwamm durch den Fluß und arbeitete sich wohlbehalten am jenseitigen Gestade herauf.

Als die Bestürzung des ersten Entsetzens über diese Nachricht auf der Burg vorüber war, trösteten sich die Zurückgelassenen bald über diesen Verlust, und Alles ging seinen gewohnten Gang, nur daß, weil Frau Jutta das Regiment allein führte, im Ganzen mehr Ordnung und feine Sitte herrschte. Der junge Siegebert wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und verständiger, und Frau Jutta begann schon in ihrem Sinn die Musterung aller schönen und reichen Fräulein in der Nachbarschaft, aus welchen sie die reichste oder schönste für ihren Sohn zu wählen gedachte. Sein Herz hatte nicht auf diese Wahl seiner Mutter gewartet. Bey der unbeschränkten Freyheit, welche ihm sein verstorbener Vater gelassen hatte, mit Begleitung oder allein die Gegend zu durchstreifen, und seine Spazierritte, so weit er wollte, auszudehnen, war er einst sehr weit an der Enns hinunter in ein anmuthiges Thal gelangt, wo die enge Bergschlucht, sich von beyden Seiten erweiternd,

eine freundliche Ebene mit Kornfeldern, Gärten und Hütten umschloß. Siegebert war müde vom weiten Ritt, das Thal lächelte ihn so einladend an, der Anblick stiller Häuslichkeit und friedlichen Beysammenwohnens war für den Bewohner des stolzen Schlosses im rauhen Gebirg so neu, daß er dem sanften Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, vom Pferde stieg, und, es am Zügel führend, langsam, den Blick an der lieblichen Umgebung weidend, längs dem Ufer der Enns hinabschritt, die ebenfalls hier ihr wildes Getöse verlernt zu haben, und zögernd und ruhig durch die wohlbebauten Fluren hinzufließen schien. Siegebert folgte ihrem spiegelnden Lauf. Diese Fluthen hatten von jeher etwas Anziehendes für ihn gehabt, gar zu gern hatte er sich auf seinen Wanderungen durch ihre Windungen führen lassen und an ihren waldumschatteten Ufern geruht. Auch jetzt lenkten sie seine Schritte zu einem netten Häuschen, das zwischen blühenden Bäumen und wohlgepflegten Pflanzungen, ein Bild des Friedens, am Ufer lag. Das rauschende Wehr an seiner Seite, das schäumende Mühlrad, welches der Fluß mit dienstfertiger Schnelligkeit herumtrieb, zeigten ihm, was der Beruf seiner Bewohner war,

und eine angenehme Mädchenstimme, die ein Lied an die heilige Jungfrau sang, ließ ihn hoffen, den Frieden im Innern des Hauses zu finden, den sein Äußeres verkündigte. Er trat unter den Thorbogen in der Mauer, welche den Hof des Hauses umschloß. Unter einem frischbegrünten Nußbaume saß ein junges Mädchen und spann, während zwey kleine Kinder unter ihrer Aufsicht auf dem Rasen spielten. Das Mädchen sprang vom Rocken auf, als sie den Fremden unter dem Thore stehen sah, und ging auf ihn zu. Aber wie sie den schlanken Jüngling erblickte, mit den großen, freundlichen Augen, im schmucken Jägeranzug, dem das treue Roß über die Schulter schaute, starb ihr das Wort auf den Lippen. Auch Siegebert blieb im Anschauen des Mädchens verwundert stehen, und erst nach einer Weile lösten sich die Fragen und gegenseitigen Erkundigungen von ihren Lippen. Siegebert erfuhr, daß er in einer Mühle war, die an das Gotteshaus zu Admont diente, und er war ein verirrter Jäger, der die freundliche Müllerstochter um Milch und Brot zur Erquickung ansprach. Das Mädchen sprang sogleich fort, um das Verlangte zu bringen, indessen Siegebert sein Pferd an einen Baum im Hofe

band, Jagdtasche und Speer ablegte, und die Kinder ihn verwundert ansahen, dann näher traten, und die schimmernden Geräthe bewunderten, die der Fremde in's Gras gelegt hatte.

Als Anna mit dem reinlichen Teller zurückkam, auf dem ein blanker Becher mit Milch, eine Flasche mit Wein und ein Stück Brot lag, fand sie den Fremden schon beschäftigt, ihren kleinen Geschwistern seine Waffen zu weisen, worüber der Knabe eine große Freude zeigte. Anna stellte Alles unter dem Schatten des Nußbaumes nieder, bath den fremden Jäger, sich zu setzen, nahm sittsam, aber ohne Scheu, an seiner Seite Platz, und Beyde plauderten nun so angelegentlich und so herzlich, als ob sie einander seit Jahren kennten. Die Sonne, welche sich den Gebirgen zuneigte, und einen röthlichen Schimmer über die ganze Gegend goß, mahnte Siegebert zum Aufbruch. Er schied mit freundlichem Gruß von seiner gefälligen Wirthinn und mit dem Versprechen, nächstens wieder zu kommen; dann führte er sein Pferd aus dem Thore, schwang sich auf, und grüßte noch oft zurück gegen die Mühle, wo Anna mit den Kindern unter'm Thore stehen blieb, und ihm, so lange sie ihn sah, mit der Hand nachwunkte.

Fröhlich ritt Siegebert am Ufer der Enns hinauf. Sie schimmerte heute gar so freundlich im goldnen Abendglanze, die Nachtigallen sangen so lustig in den Büschen, ihm war so wohl um's Herz, wie noch nie, und seine Hausgenossen zweifelten nicht, daß er auf der Jagd sehr glücklich gewesen seyn mußte. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Mühle wieder, und was er auch zu Hause von seines Vaters wildem Sinn und dem kalten Stolze seiner Mutter zu dulden hatte, bey Annen vergaß er alle seine Leiden, und schied jedes Mahl ergebener und heiterer von dem frohen Mädchen, das die Kraft eines reinen Gemüthes in frommer Unschuld bewahrt hatte.

Während dieser Zeit war sein Vater gestorben, seine Mutter hatte das Hausregiment übernommen, und er selbst sein achtzehntes Jahr erreicht. Die Ahnfrau hatte ihn in keiner Periode seines Lebens ganz verlassen, und sich ihm von Zeit zu Zeit bey verschiedenen Anlässen gezeigt. Er war auch ihrer Erscheinung so gewohnt, daß sie keinen besondern Eindruck auf ihn machte. Nur in der letzten Zeit hatte sie sich öfters sehen lassen, und ihre stummen Geberden schienen Besorgniß und Unruhe anzudeuten. Siegebert hatte nicht sonderlich darauf geachtet, bis jetzt, in der

Mitternachtsstunde, die auf seinen achtzehnten Geburtstag folgte, die Urältermutter plötzlich vor seinem Bette stand, und ihm winkte, mit ihr zu gehen. Das befremdete Siegebert; aber nicht gewohnt, etwas von dieser Erscheinung zu fürchten, die ihm, so lange er sich besinnen konnte, nur Gutes erwiesen hatte, warf er seine Kleider um, und ging ihr ohne Bedenken nach. Sie nahm ihren Weg durch einige der bewohnten Gänge des Schlosses, und näherte sich bald demjenigen Theil desselben, der, wie man glaubte, aus der Heidenzeit herrührend, meist in Ruinen lag. Hier erhellte kein irdisches Licht mehr die dunkeln Gemächer; dennoch konnte Siegebert die Gegenstände um sich wohl unterscheiden, ohne daß eigentlich zu bestimmen war, ob der dämmernde, ungewisse Schein, der seinen Schritten leuchtete, von dem voranschreitenden Geiste, oder von einer andern Ursache kam. Umgestürzte Säulen, zerbrochene Götzenbilder, Felsentrümmer, die um ihn herum lagen, zeigten von einer gewaltsamern Zerstörung, als der der Zeit. Der Weg ging immer abwärts, so, daß Siegebert dachte, er müsse sich nun bereits tief unter dem Grunde des Berges befinden, auf dem sein väterliches Schloß stand.

Jetzt blieb die Gestalt vor einer in Fels gehauenen Pforte stehen. Ungeheuere Schlösser und Riegel öffneten sich rasselnd vor ihrer leichten Berührung; die Ahnfrau schritt voran, der Jüngling folgte, und sah sich in einem hohen, trockenen Felsengewölbe, dessen Wände ringsum, so wie der Boden desselben, ihm einen unermeßlichen Schatz entdeckten. Goldene und silberne Gefäße von aller Art, zum verschiedensten Gebrauch, und wie es schien, auch aus den verschiedensten Zeitaltern, waren hier in langen, schimmernden Reihen aufgestellt. Auf dem Boden sah er Truhen und Kisten mit geprägtem Gold und Silber, dessen Abbildungen zum Theil auf die Zeit der Römischen Kaiser wiesen, und unter dem Geschmeide nicht weniges, das zum heiligen Dienst bestimmt, und aus Kirchen und Klöstern entwandt seyn mochte. Ein heimliches Grauen, das ihn während der ganzen Wanderung begleitet hatte, wurde jetzt stärker. Ihm fielen alle die Erzählungen von der Gottlosigkeit seiner Ahnen, ihrem Kirchenraub und mannigfachem Frevel ein, und es reute ihn bitter, den Einladungen der Ahnfrau gefolgt zu seyn; aber in dem Augenblicke, wo er ihr dieß erklären und umkehren wollte, vernahm er ihre

dumpfe, leise Stimme, welche also sprach: Du siehst hier den Schatz deines Hauses, die Frucht des Muthes und — der Sünden deiner Vorfahren. Es wäre zu lange, dir zu erzählen, wie und woher jedes einzelne Stück gekommen, so wie es unmöglich ist, durch Zurückgabe an den rechten Eigenthümer das begangene Unrecht aufzuheben und zu sühnen. Wo sind die Menschen hin, wohin die Geschlechter, denen deine Vorältern sie mit List oder Gewalt abnahmen? Aber daß wir sie genommen, dafür müssen wir büßen. Die Ruhe des Grabes ist deinem ganzen Stamme versagt, bis dieser Schatz, zu einem frommen Zwecke gewidmet und dadurch geheiligt, uns erlaubt, in die Grüfte, nach denen sich die müden, gequälten Schatten schmerzlich sehnen, zurückzukehren. Einer unseres Geschlechtes muß dieß vollbringen, wenn es je vollbracht werden und wir nicht zu ewiger Pein verdammt seyn sollen. Auf dir ruht unsere Hoffnung. Dich haben wir uns erwählt, dich von deiner Wiege an mit Treue und Sorge gepflegt. O, erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Vorältern!

Mit eiskalten Schauern hatte Siegebert diese Rede angehört, und erst, als die Stimme schon eine Weile verklungen hatte, war er im

Stande zu antworten. Und was begehrst du von mir? sagte er: Was soll ich thun, um Euch zu erlösen?

»Entsage den Freuden der Liebe und der Ehe! Erbaue aus unserm Schatz in diesen Wildnissen, wo Unsicherheit und Raub den Wanderer schrecken, ein Gotteshaus und ein Kloster, rufe fromme Mönche hierher, deren Fleiß die Wälder lichte, den unwirthbaren Boden bearbeite, daß Ackerbau und mildere Sitten in diesen Gegenden aufblühen, und friedliche Dörfer voll Fleiß und Genügsamkeit sich da erheben, wo jetzt der Raubritter jagt! Tritt in ihre Gesellschaft, bethe mit ihnen für die Ruhe unserer Seelen, und um Euerer frommen Büßungen willen wird die erzürnte Gerechtigkeit Gottes uns verzeihen und uns die schmerzlich vermißte Ruhe finden lassen! O, erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Vorältern!«

Stumm und starr hörte der Jüngling diese Zumuthung. Annens liebliches Bild stieg in dem Augenblick vor ihm empor, und obwohl er bis jetzt noch nie daran gedacht hatte, daß er sie liebe, und er, der Abkömmling eines alten, edlen Hauses, dem armen Müllermädchen seine Hand reichen könnte, stand doch der Gedanke, ihr und

jedem ähnlichen Glücke auf ewig zu entsagen, eben so ungeheuer als unmöglich vor seiner Seele. Zwar hüthete er sich wohl, diesen Gedanken vor seiner Urältermutter laut werden zu lassen; aber er wandte sich mit der Frage an sie: Und wenn ich mich entschlösse, in Euer Begehren zu willigen, wer würde meinen Stamm fortsetzen? Soll denn unser Geschlecht mit mir aussterben? Die Gestalt zuckte die Achseln, und schwieg. Siegebert erneuerte seine Frage. Die Antwort war ein tiefer Seufzer, den der Wiederhall des Gewölbes flüsternd zurückgab. Nein! sagte Siegebert: Um diesen Preis ist es unmöglich! Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als in einem heulenden Orkan das Licht, welches bisher das Gewölbe erleuchtet hatte, erlosch, die Gestalt der Ahnfrau verschwand, in grauser Finsterniß rings um ihn her Ächzen und Wimmern erscholl, und Siegebert in fürchterlicher Angst im Schooß des Berges, von Nacht umgeben, ohne Ausweg, ohne Rettung stand. In dieser schrecklichen Lage wandte sich sein Herz zu dem, der allein retten konnte, er kniete nieder, und empfahl sich in inbrünstigem Gebeth dem Schutze Gottes und seiner Heiligen. Dann stand er ermuthigt auf, und tappte an den Wänden

umher, um den Ausgang zu finden. Da fiel ihm von der halben Höhe des Gewölbes ein heller Punct, wie ein Stern vom nächtlichen Himmel, in die Augen, er richtete seine Schritte dorthin, er fühlte im Finstern um sich und merkte, daß er sich am Eingange eines gewölbten Ganges befinde, von dessen sehr fernem Ende jener helle Punct strahlte. Er ging weiter und weiter, der Boden des Ganges erhob sich, Siegebert stieg empor, nicht ohne Beschwerde über Steine und Mauertrümmer kletternd, und immer besorgt, jenen Schein nicht aus den Augen zu verlieren. Allmählich wurde dieser größer, der Gang erweiterte sich, der Weg wurde minder beschwerlich, und endlich erblickte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen in mäßiger Entfernung eine Öffnung, durch welche der Morgenstrahl zwischen Epheuranken hereinfiel. Muthig drang er nun vorwärts, und gelangte bald an den Ausgang der Schlucht, und vor seinen Blicken lag die spiegelnde Enns im Rosenlichte des aufgehenden Morgens, um ihn her frisches Waldesgrün und Gesang der Vögel, er selbst aus furchtbaren Finsterniſſen und gespenstischen Umgebungen dem Tageslicht, dem Leben wieder geschenkt. Bethend sank er auf die Kniee, und dankte Gott

für die wunderbare Errettung; dann stand er auf, blickte um sich her, und erkannte mit Erstaunen, daß er sich gerade unter dem Felsen, auf dem sein Schloß stand, befand. Er stieg den Felsen hinauf, und es gelang ihm, bey der frühen Tagesstunde unbemerkt auf sein Zimmer zu kommen, so, daß Niemand etwas von dem nächtlichen Abenteuer ahnete. Aber in seiner Seele blieb ein tiefer Eindruck. Immer hörte er die wimmernden Stimmen, die von ihm die Endigung ihrer Qualen verlangten, immer sah er die jammernde Geberde jenes Schattens, der sich durch Sorgfalt und Schutz um seine Kindheit verdient gemacht hatte. Seine Heiterkeit war entflohen, und es schien, als ob der Hauch des Grabes, mit dessen Bewohnern er Umgang gepflogen hatte, seine Jugendblüthe versehrt hätte. Auch war die Hoffnung, durch jenes strenge Versagen von allen künftigen Zudringlichkeiten jener unheimlichen Wesen befreyt zu seyn, gar bald verschwunden. Allnächtlich in unruhigen Träumen stand die Ahnfrau vor seinem Lager, zeigte ihm mit kläglichen Geberden eine goldene Schale, mit schimmernden Edelsteinen besetzt, und verlangte, daß er ihr wenigstens diese verschaffen solle, deren wirkliches Urbild

einst zu ihrem Schatze gehört, und durch ein Unglück daraus verloren gegangen sey. In den verworrenen Bildern des Traumes vermochte Siegebert nicht, deutlich zu erkennen, was eigentlich mit der Schale geschehen war, und was er zu thun habe, um sie wieder zu verschaffen. Umdesto beunruhigender waren ihm jene Gesichte und die Jammergestalt seiner Urältermutter, deren verlängerte Pein er sich vorwarf, ohne sie gleichwohl enden zu können, oder zu wollen. Seine Blüthe, seine Gesundheit verfiel; der fromme alte Geistliche, welcher der Lehrer seiner Kindheit und zugleich in der Arzneykunde erfahren war, wurde sein Vertrauter. Er entdeckte ihm die Geschichte jener furchtbaren Nacht, die Schreckbilder seiner Träume, und was der Geist von ihm verlange. Mit Mitleid und Grauen hörte der Greis den Bericht, und erkannte aus der Beschreibung wohl jene Schale, welche die Ahnfrau auf seiner Stiefmutter Bett gestellt hatte, und die bey ihrem räthselhaften Tode ebenfalls mit verschwunden war. Er sagte ihm, was er wußte, tröstete ihn, so gut er vermochte, verordnete einige Arzneyen und suchte durch kirchliche Verwahrungsmittel ihn vor den nächtlichen Besuchen des Geistes zu sichern. Aber die-

ser wich nicht so leicht, und zeigte sich, wenn auch seltner und undeutlicher, doch immer seinem Schützlinge. Nun verfiel der Geistliche darauf, daß Entfernung aus dem Umkreis des Schlosses, in dessen Bezirk jene Schatten ihr Wesen wohl allein treiben durften, das sicherste Heilmittel für Siegebert seyn würde. Seine wankende Gesundheit diente zum besten Vorwand, und die Mutter willigte ein, daß ihr Sohn für einige Zeit sich aus dem rauheren Hochgebirge entfernen und versuchen sollte, ob die mildere Luft in den sonnigten Thälern, durch welche die Enns der Fläche zueilte, seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen könnte. Dort lebte ein Förster, der im Dienst ihres Gemahls gestanden hatte, und zu ihm begab sich nun Siegebert, der nicht ohne kleine List seiner Mutter gerade diese Gegend als sehr heilbringend vorzuschlagen gewußt hatte. Vom Forsthause auf der Waldhöhe war nur eine halbe Stunde bis zur Mühle im Thale, und die Aussicht, Annen recht oft zu sehen, deren Umgang er, so lange jene Gespenster ihn beunruhigten, gemieden hatte, als fürchtete er, des frommen Mädchens Frieden durch die Nähe eines Menschen zu stören, der jenen finstern Mächten ver-

fallen schien, trug nicht wenig dazu bey, ihm schon jetzt, ehe er das Schloß noch verlassen hatte, einen Theil seines jugendlichen Frohsinns wieder zu geben.

Sobald er sich mit seinem Knappen, der ihn begleitete, im Forsthause eingerichtet, und den Leuten Stillschweigen über seinen Nahmen gebothen hatte, stieg er durch den anmuthigen Wald hinab und lenkte seine Schritte der Mühle zu, die ihm schon von ferne freundlich aus den schattenden Bäumen entgegen glänzte. Im Hofe war Niemand zu sehen, er öffnete die Thür des Wohnhauses, und Anna flog mit einem Schrey von dem Bethschemmel auf, wo sie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau gebethet hatte. Ach, da seyd Ihr ja! rief sie, und sprang ihm entgegen, indem Überraschung und Freude aus ihren glänzenden Blicken und den glühenden Wangen sprachen: Aber wo seyd Ihr so lange geblieben? Siegebert wollte ihr antworten. Ach Gott! rief sie plötzlich: Ihr seyd krank gewesen, oder Ihr seyd noch krank! Der Jüngling war froh, auf diese Art sein Außenbleiben am besten entschuldigen zu können. Er war der Sohn eines Reisigen auf Burg Reiflingstein, der dort das Jagdrevier des Ritters unter seiner Aufsicht

hatte. Er war seit seinem letzten Besuch in der Mühle schwer krank gewesen, und die gnädige Frau hatte ihm erlaubt, sich seiner Heilung wegen hierher zu seinem Verwandten zu begeben, der auf der Höhe im Walde wohnte. Anna war sehr zufrieden mit dem Bericht, sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit desselben und freute sich recht sehr, daß dieser Zufall ihr Gelegenheit geben würde, den hübschen Jäger recht oft zu sehen.

Siegebert kam oft in die Mühle. Annens Ältern sahen es, und mißbilligten die Bekanntschaft ihrer Tochter mit dem hübschen, frommen Jüngling nicht, der ein naher Verwandter des wohlhabenden alten Kurds auf der Waldhöhe war. Siegebert erhohlte sich auch sichtbar in der milderen Luft, in dem freundlichen Umgange mit Anna, vor Allem in der Entfernung von jenen unheimlichen Einwirkungen, die seine Nächte beunruhigt hatten. Der fromme Mönch hatte richtig geurtheilt. Es schien, als ob jene verstörten Bewohner der Grüfte sich nicht leicht aus dem Umkreis entfernen wollten, welcher ihre sterblichen Überreste bewahrte. Siegeberts Träume wurden immer ruhiger, das Bild der Ahnfrau verlor sich daraus, an seiner Stelle gau-

ckelte eine lieblichere Gestalt vor seinen Blicken, der Traum wiederhohlte gefällig die freundlichen Auftritte des Tages, und nur jene geheimnißvolle Schale erschien noch zuweilen in seinen Träumen auf eine räthselhafte Weise mit Annens Bild verbunden. Aber das kümmerte ihn nicht viel. Er erklärte sich die seltsame Zusammenstellung leicht aus der Lebhaftigkeit, womit früher jenes Traumbild, und jetzt Annens Gegenwart seine Seele bewegte, und gab sich ohne weitere Rücksicht dem sanften Zuge hin, der ihn an das liebliche Mädchen band. Dieser Zug war so mild, Siegebert empfand in Annens Nähe sogar nichts von den stürmischen Bewegungen und glühenden Gefühlen, die er sonst wohl in Helden- und Liebesliedern als Zeichen der Leidenschaft beschrieben gefunden, oder von Erfahrenen als unumgängliche Begleiter einer wahren Liebe hatte schildern hören. Ihm war, als ginge ihm der Tag auf, wenn er das Mädchen von Weitem erblickte; ein stiller Frieden kam in sein Herz, er fühlte sich innig vergnügt, wenn er bey ihr war, und frömmer und heiterer, wenn er von ihr schied. Kein unruhiger Wunsch, keine Sorge für die Zukunft störte diese Stille, und Anna theilte ganz die Gefühle ihres Freun-

des. Wie glückliche Kinder hingen sie nur an der Gegenwart, und dachten weder an Vergangenheit noch Zukunft; ja, wenn zuweilen in Siegeberts Gemüthe, vor welchem die Lage der Dinge klarer war, als vor Annens, sich ein ängstlicher Gedanke an seine Mutter und an das, was etwa noch werden könnte, zu regen anfing, verscheuchte er ihn, wie eine böse Eingebung; oder wenn er das nicht vermochte, wenn er manchmahl mit schwerem Herzen in's Thal hinabstieg, das niedliche Häuschen so friedlich vor ihm lag, er daran dachte, wie die bloße Nennung seines Nahmens die Ruhe aus diesen stillen Mauern verbannen würde, und er sich dann vornahm, Annen leise von Weitem auf das vorzubereiten, was sie doch einmahl erfahren mußte, da schwand bey dem Anblick ihrer unschuldigen Heiterkeit und ihres frommen Waltens im Hause der schwachgefaßte Vorsatz, und er konnte sich nicht entschließen, dieses klare Auge zu trüben, und den Frieden von dieser reinen Stirn zu verscheuchen.

So vergingen einige Wochen. Frau Jutta hatte indessen öfters um Kunde von ihres Sohnes Befinden gesandt, und jedes Mahl fiel die Antwort zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit

aus. Des jungen Ritters Wangen färbte wieder das zarte Roth der Gesundheit, seine Gestalt war wieder kräftig, sein Auge glänzend geworden, und die Mutter meinte nun, es wäre Zeit, in's Schloß zurück zu kehren. Das war ein Donnerschlag für Siegebert, und das erste Mahl, daß die Nothwendigkeit, entscheidende Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, gebietherisch vor seine Seele trat. Doch wußte er vor der Hand die bestimmte Zurückberufung noch eine Weile zu verzögern, um einen schicklichen Augenblick zu erwarten, wo er Annen eine Entdeckung machen könnte, von deren Aufnahme das Glück seiner Zukunft abhing.

Schon zweymahl war er seitdem in der Mühle gewesen, zweymahl hatte er den festen Vorsatz gefaßt, den ersten Moment des Alleinseyns zu ergreifen, um mit Annen zu reden, und jedes Mahl hatte er ihn voll Furcht und Schmerz fahren lassen. Aber was seine Zunge verschwieg, sprach aus seinem veränderten Benehmen, aus den düstern Blicken, die er wehmüthig und lange auf Annen heftete. Sie errieth nicht, was ihren Freund quäle, aber daß ihn etwas quäle, war ihr klar, und mit dieser Erkenntniß war auch ihre Ruhe dahin. Tag und Nacht verfolgte

sie der Gedanke an das Leid ihres Geliebten, und bey der Unmöglichkeit, die Verkettung der Umstände zu errathen, die diesen Kummer über ihn gebracht hatte, war nur der Entschluß in ihr fest, entweder Alles anzuwenden, um ihn von dem Herzen ihres Freundes zu nehmen, oder ihn zu theilen. Daher stand es bestimmt vor ihrer Seele, ihn das nächste Mahl geradezu zu befragen, und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Bitten und Schmeicheln in ihn zu dringen, bis er ihr ihren Theil an dem traurigen Geheimnisse abgegeben haben würde.

Während die Liebenden sich mit diesen Vorsätzen beschäftigten, erschienen plötzlich an dem Morgen, an welchem sich Siegebert vorgenommen hatte, wieder hinab an die Enns zu gehen, und endlich offen mit Annen zu sprechen, einige Gewaffnete seiner Mutter, unter der Anführung eines ihrer ältesten Lehensmänner, mit Handpferden und allen Erfordernissen zur Rückreise versehen, um ihren jungen Herrn abzuholen, da der Bruder seiner Mutter angekommen war, und seinen Neffen zu sprechen wünschte.

Ihr Erscheinen schon machte Siegeberts Blut erstarren; aber ihre Bothschaft und einige Winke, die der alte Ritter mit schlauer Miene fal-

len ließ, daß dem jungen Herrn dieser Besuch Angenehmes bedeute, und daß es wohl gar auf eine Heirath mit einem bildschönen Fräulein abgesehen sey, dessen Conterfey der alte Comthur mitgebracht, und der Ritter bereits in Frau Jutta's Händen erblickt habe, vollendeten Siegeberts trostlosen Zustand. Er sollte fort, jetzt, heute noch, Annen nicht wieder sehn, sie in der schrecklichsten Angst über sein unbegreifliches Verschwinden und dem Stachel verrathener Treue in ihrer Brust lassen? Sie sollte nicht einmahl wissen, wer der Jüngling gewesen, dem sie mit schuldloser Neigung so freundlich entgegen gekommen war? Das Gerücht, oder ein kalter fremder Mund würde sie einst davon unterrichten und — das war der schmerzlichste aus allen Gedanken — er sollte ihr entsagen und seine Hand einer Andern, einer Unbekannten reichen!

Es war unmöglich, Eines so sehr, als das Andere! Er konnte sie nicht heimlich verlassen, nicht verrathen, noch weniger einer Andern angehören. Im Augenblick des drohenden Verlustes schlug die bisher verkannte oder verborgene Gluth der Leidenschaft in hellen Flammen empor. Jetzt wußte Siegebert, daß er Annen unaussprechlich liebe, und er war entschlossen, ihr das,

so wie Alles, was sein Schicksal betraf, auf der Stelle zu entdecken, mit ihr seine Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, und, wenn er auch zu seiner Mutter zurückkehren mußte, dennoch mit Festigkeit jeden möglichen Heirathsantrag abzuweisen. Dieser Entschluß gab ihm Klarheit und frischen Muth; er kündigte dem Ritter an, daß er wohl gesonnen wäre, mit ihm nach Reiflingstein zurück zu gehen, daß das aber schlechterdings nicht auf der Stelle geschehen könne, indem er noch einige Geschäfte habe, die unumgänglich gethan werden müßten. Ungern willigte der alte Ritter in den Verzug, denn Frau Jutta erwartete ihren Sohn noch vor Abends, und er hatte sich darum mit den Gewaffneten in der Nacht auf den Weg gemacht; aber Siegebert erklärte sich so bestimmt, daß er entweder gar nicht, oder erst in einigen Stunden abgehen würde, daß der alte Ritter endlich nachgeben mußte.

Nun flog Siegebert in's Thal hinab zu Annen. Seine Brust war so voll, sein Herz so gepreßt, und doch sein Muth so freudig. Alle Bangigkeit, alle Sorge war vor dem Gedanken verschwunden, der Geliebten seine Liebe und seinen Stand zu entdecken, ihr ewige Treue zu schwö-

ren, und auch ihren Schwur zu empfangen. Schon von Weitem erblickte er sie unter den Erlen am Fluß, wo sie, im Grünen sitzend, an der Spindel spann, und, mit trüber Miene vor sich in das Wasser blickend, sich zuweilen eine Thräne vom Auge trocknete. Drückte auch sie ein Kummer, oder regte eine ahnende Empfindung ihr Herz bey dem Schmerz ihres Freundes auf? Sie schaute empor, sie erkannte ihn, sie sprang auf, und sprachlos, mit Thränen in den Augen, standen sich die Liebenden gegenüber, jedes des andern Hand haltend, jedes unfähig, der tiefen oder stürmischen Bewegung des Innern Worte zu geben. Anna hatte ihren Liebling seit zwey Tagen mit ängstlicher Spannung erwartet, sie hatte ihn ja um seinen Kummer befragen, ihm denselben abnehmen wollen — und was hatte nicht Siegebert Annen zu entdecken!

Anna fand zuerst Worte. Was ist Euch? Was habt Ihr? sagte sie, indem sie ihm in die Augen blickte, und ihr der Ausdruck innerer Gluth und großer Bewegung aus den leuchtenden Augen, die dennoch früher geweint zu haben schienen, und von den höher gefärbten Wangen entgegenstrahlte.

O Anna! hub er an, indem ein Seufzer

sich seiner Brust entwand: Liebst du mich wohl auch recht treu, recht innig — so wie ich dich?

Anna erschrack. Sie hatte dieß Wort in Beziehung auf sich und den Jüngling noch nie gedacht; sie erblaßte, erröthete und schwieg.

Aber Siegebert kannte den Werth der Minuten; dringender faßte er ihre Hände, preßte sie an seine Brust und wiederhohlte seine Frage.

Ach ja! ja! rief sie endlich: Ich liebe dich recht von Herzen, ich bin dir so gut! — Ihre Thränen flossen bey diesen Worten, indem sie ihn mit dem unverhohlnen Ausdruck der Zärtlichkeit anlächelte: Aber was hast du? Was willst du?

Ich danke dir! rief Siegebert: Das Bewußtseyn deiner Liebe nimmt einen schweren Stein von meiner Brust. Komm, laß uns sitzen! Ich habe dir viel zu erzählen.

Anna folgte ihm nicht ohne Bangigkeit auf den Felsensitz am Ufer, und nun begann der Jüngling nach einer langen Einleitung über die Liebe und Treue, die allein des Menschen höchstes Glück, über die Tugend, die allein seinen wahren Werth ausmache, und wie vor Gott Ritter und Knecht gleich, und der Unterschied der Stände eine bloße Menschensatzung sey,

während welcher Rede Annens Herz von Furcht der Dinge, die sie hören würde, laut und ängstlich schlug — ihr seine Geburt und seine Verhältnisse zu entdecken. So gut Siegebert sie vorbereitet zu haben glaubte, so entsprach doch der Erfolg seiner Erwartung nicht. Anna erblaßte tödtlich, sie zitterte an allen Gliedern, und lehnte sich mit geschloßnen Augen an den Baumstamm zurück, einer Ohnmacht nahe.

Siegebert sank zu ihren Füßen, er beschwor sie, ihn anzusehen, und ihm nicht zu zürnen, daß er sie getäuscht habe. Er sagte ihr Alles, was heiße Liebe und Unschuld eingibt, um sein Schweigen zu entschuldigen. — Sie erhob endlich die Augen, sie richtete sie mit sterbendem Ausdruck auf ihn, ihre Thränen brachen hervor, aber reden konnte sie nicht; doch ließ sie ihm ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. Nach und nach ward ihr Blick freundlicher, und ein leiser Druck sagte Siegebert, daß ihm verziehen sey, daß die Liebe ja nicht zürnen könne über das, was die Liebe gefehlt.

Siegebert erhob sich wieder, er setzte sich an Annens Seite nieder, er wagte es, den Arm um sie zu schlagen, sie sank matt und weinend an seine Brust. Endlich ermannte sie sich, mit

ihm zu reden. Sie sprach von Entsagung, von ewiger Trennung, vom Kloster, in welchem sie ihren Gram um ihn bergen und ihr Leben in frommen Gebethen für ihn zubringen wolle. Aber das war Siegeberts Wille nicht. Er kündete ihr seinen Entschluß an, nie eine Andere, als sie, sein Weib zu nennen, er redete mit so vielem Feuer, mit so vieler Sicherheit, er mahlte ihr ein so reizendes Bild des häuslichen Lebens an seiner Seite, Anna war jung, unbekannt mit sich, mit der Welt, Siegeberts Feuer riß sie hin. Welche Leidenschaft glaubt nicht gern, was ihr schmeichelt? Sie fing an, seine Vorschläge für ausführbar, und eine Verbindung mit dem reichen, einzigen Erben des stolzen Rittergeschlechtes für möglich zu halten. Sie schlug ein in seine dargebothene Hand, und im Angesicht des reinen, blauen Himmels, wie vor dem Throne des Allmächtigen, der ja die Unschuld und Lauterkeit ihrer Liebe kannte, schwuren sie sich Treue bis in den Tod. Siegebert steckte einen köstlichen Ring an den Finger seiner Braut, und empfing von ihr ein schlichtes, silbernes Reiflein, das er, weil es viel zu eng war, um seiner Hand zu passen, an die goldene Kette häkelte, die er unter seinen Kleidern trug. Nun

umschlossen sie sich zum ersten Mahle feyerlich und zärtlich, Siegebert berührte Annens Lippen — es war der erste Kuß, den sie je empfangen — dann schwang er sich wohlgemuth auf sein Pferd und trabte mit leichtem Herzen der Hütte auf der Waldeshöhe zu.

Mit Vergnügen sah ihn der alte Ritter so zeitig zurückkommen, bald waren die nöthigen Anstalten getroffen, und der stattliche Zug setzte sich in Bewegung, um Reiflingstein noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen.

Was der alte Ritter gesagt und Siegebert gefürchtet hatte, traf ein. Man sprach von Heirathsvorschlägen, man hatte allerley Plane, man drang in Siegebert, sich zu erklären, und das Einzige, was den über ihn ausbrechenden Sturm für diesen Augenblick noch aufhielt, war, daß, so einig der Comthur und seine Schwester darüber waren, daß Siegebert heirathen solle, doch über die Wahl der Braut ein Zwiespalt unter ihnen herrschte, indem Jedes bereits einen andern Gegenstand in sein Herz geschlossen hatte. Doch, daß es überhaupt zu Stürmen kommen würde, und diese nicht allein ihm, sondern, wenn er so unvorsichtig wäre, seine Liebe zu verrathen, auch dem unschuldigen Gegenstand derselben verderb-

lich werden könnten, das sah er bald ein, und beschloß, mit doppelter Festigkeit über dem Geheimniß seines Herzens zu wachen. Der Comthur verließ nicht lange darauf das Schloß, aber das Treiben und Drängen seiner Mutter in ihn nahm nur noch mehr zu, da sie jetzt nach der Entfernung ihres Bruders hoffte, ihren Plan um desto gewisser durchzusetzen. Je dringender Frau Jutta wurde, je bestimmter weigerte sich Siegebert, weder dieß- noch irgend ein anderes Mahl seine Hand ohne sein Herz zu vergeben. Diese feste Entschlossenheit, so wie die Kälte, mit welcher ihr Sohn sehr schöne und liebenswürdige Fräulein betrachtete, mit denen Frau Jutta ihn bey verschiedenen Gelegenheiten auf geschickte Weise bekannt zu machen wußte, brachten die Mutter endlich auf den Gedanken, daß diese, für einen Jüngling seines Alters unnatürliche Stimmung eine verborgene Ursache haben müßte. Sie fing an zu forschen, sich zu erkundigen, und erfuhr endlich, daß sie, während sie bloß für die Gesundheit ihres Sohnes zu sorgen glaubte, einer längst gehegten Liebe Nahrung und Unterstützung gegeben hatte. Diese Kunde brachte sie auf's Äußerste auf, und da sie von Seiten der Müllerdirne an nichts als Ab-

ſicht, Betrug, oder gar Bezauberung denken konnte, mit der ſie den Sohn eines hohen, reichen Hauſes an ſich zu feſſeln ſuchte, war ſie auch auf der Stelle entſchloſſen, entſcheidende Maßregeln gegen ſie zu nehmen, vor Allem aber dieſen Plan auf's ſorgfältigſte vor ihrem Sohne zu verbergen.

Sie fuhr nach Stift Admont, dem die Mühle unterthänig war, ſie ſprach mit dem Abt, und hätte gar zu gern von dieſem erhalten, daß er den Müller abgeſtiftet und auf einen andern Platz verſetzt hätte; da aber dieſer auf keine Art eine Klage gegen dieſes rechtliche Haus hatte und ſich nicht entſchließen wollte, den Müller aus Gefälligkeit gegen ſeine ſtolze Nachbarinn unglücklich zu machen, mußte ſie dieſer Abſicht entſagen und auf etwas Anderes denken. Des Abtes Weigerung hatte Frau Jutta noch mehr gereizt und ihrem Entſchluſſe noch größere Heftigkeit gegeben. Die ſchnellſte, wenn auch die gewaltſamſte Maßregel, ſchien ihr die beſte. Sie ließ denjenigen unter ihren Leuten hohlen, dem ſie die Ausführung eines ſolchen Vorhabens am ſicherſten anvertrauen zu dürfen glaubte, und befahl ihm, in der Mühle im Ennsthale unter einem Vorwande nach Zeit und Gelegenheit zu

forschen, den schicklichsten Augenblick abzulauern, die arge Dirne, die auf nichts Geringeres sinne, als den jungen Ritter durch böse Zauberkünste in ihr Netz zu ziehen, mit List oder Gewalt zu entführen und in's Frauenkloster nach Göß zu bringen, wo eine Verwandte von ihr Vorsteherinn war, und wo man auch bürgerliche Mädchen aufnahm.

Seit Siegebert die Burg seiner Ahnen wieder bewohnte, fühlte er auch wieder die Einwirkung der unheimlichen Mächte. Auf eine wunderbare Art verschmolzen in unruhigen Traumgesichten die Urältermutter, Anna und die goldene Schale, und wenn schon sein Herz ihn mit inniger Sehnsucht nach jenen stillen Gegenden zog, wo ihm das Glück der ersten Liebe geblüht hatte, so machte die Betrachtung, wie schön in der Entfernung von jenen rastlosen Schatten seine Tage, wie ruhig seine Nächte gewesen waren, ihm jenen Aufenthalt zum Paradiese, und seinen Wunsch, das friedliche Thal und die verlobte Braut wieder zu sehen, innig und glühend. Noch keinen Tag, seit er es verlassen hatte, war es ihm möglich gewesen, sich auf längere Zeit vom Schlosse zu entfernen. Im Anfang hielt die Anwesenheit des Oheims, dann die Plane

seiner Mutter, die zu Einladungen und Besuchen führten, und in den letzten Tagen der Argwohn derselben ihn davon ab. Aber so wie die Tage sich zu Wochen sammelten, und Eine nach der Andern über seinem Haupte hinrollte, wurde der Wunsch, Annen wieder zu sehen, lebhafter, die Trennung von ihr ihm unerträglicher, und nach einer qualvollen Nacht, wo er sie in düstern Bildern, bleich und abgehärmt, mitten unter den grauenvollen Schatten seiner Ahnen hatte schwanken sehen, ertrug er es nicht länger, ließ sein Pferd satteln und beschloß, mochte auch seine Mutter davon denken, was sie wollte, das Mädchen wieder zu sehen, ohne die ihm kein Glück auf Erden denkbar war.

Er ritt das Thal hinab. Es war ein später Herbsttag. Welcher Unterschied zwischen jenem ersten Mahle, wo das Rauschen des Flusses tief unter den umschatteten Ufern ihn träumerisch weiter und weiter abwärts gelockt, seinen hellen Fluthen zu folgen, wo tausend Blumen in wechselndem Farbenspiele auf diesen Matten prangten, ein frisches Jugendgrün die Wälder belebte, aus welchen der vielstimmige Chor der Vögel, von Liebe und Lenz aufgeregt, erscholl, und er in dem freundlich winkenden Hause unterm hell-

grün knospenden Nußbaume das holde Mädchen fand — welcher Unterschied zwischen damahls und jetzt, ja auch zwischen dem Ansehen der Gegend, als er sie das letzte Mahl verließ, und heute! Wild tos'te die Enns, von den letzten Regengüssen geschwellt, um die Felsen ihres tiefen Bettes, die hingestreckten Gebüsche am Ufer, ihres Schmuckes beraubt, zeugten von des Wassers verheerender Gewalt, das klare Silber der Fluth wiederhohlte nicht mehr an ruhigen Stellen das Bild der nahen Waldhöhen, die sich sonst mit Lust in ihr zu spiegeln schienen; trüb' und unstät, mit abgefall'nen Blättern überdeckt, strömte sie hin, nur in Verheerungen ihre Macht zeigend. Vom scharfen Herbstwind gepeitscht, bogen sich die Bäume des Waldes, und welker Blätterregen säuselte zu ihren Füßen hin. Nebelschleyer zogen an den Tannenwäldern hinauf, und ein grauer Himmel hing über der trauernden Landschaft. So gelangte Siegebert in das Thal und in die Mühle. Niemand kam ihm hier entgegen; es schien, als ob der Winter schon gekommen wäre und Alles in den schützenden Umkreis der Mauern zurückgescheucht hätte. Die Thür des Hauses war verschlossen, und als Siegebert pochte, schaute die Mutter erst vorsichtig

durch den Schieber hinaus, wer es wäre, ehe sie öffnete. Aber Siegeberts Anblick verscheuchte jede Besorgniß. Mit einem frohen Ausruf öffnete sie die Thür, Anna eilte aus der Kammer herbey, und in den ersten Augenblicken des frohen Wiedersehens hatten alle drey ihren Kummer vergessen. Seine Erinnerung kehrte indessen nur zu bald zurück, und die Müllerinn erzählte, daß sie in den letzten Tagen großen Schrecken ausgestanden hätten, indem Anna zweymahl in Gefahr gewesen wäre, von unbekannten Gewaffneten, die sich hier herum, bald dort, bald da gezeigt, entführt zu werden. Seitdem wage es die Mutter nicht mehr, das Mädchen allein vor's Haus gehen zu lassen, oder auch nur die Hausthür ohne gehörige Vorsicht zu öffnen, weil erst vorgestern der Fall gewesen, daß zwey Männer, als Bettler vermummt, das Mädchen vor die Thür gelockt und sich ihrer bemächtigt haben würden, wenn nicht ihr heftiges Geschrey die Mühlknechte herbeygezogen hätte.

Wir haben, fuhr die Frau fort, vergeblich nachgesonnen, woher diese Angriffe kämen, indem wir Niemand kannten, auf den unser Verdacht fallen sollte, und das Mädchen, außer unsern Nachbarn und Euch, keine Bekanntschaft

hat. Endlich erfuhr mein Mann zufällig, daß es Leute von Reiflingstein wären, indem einer der Reisigen in der Trinkstube, vom Wein schwatzhaft gemacht, erzählt hatte, daß Frau Jutta ihm Befehl gegeben, sich des hübschen Müllermädchens im Ennsthale mit Gewalt oder List zu bemächtigen und sie in's Kloster nach Göß zu führen.

Heiliger Gott! rief Siegebert, starr vor Schrecken, als diese Worte ihm deutlich zeigten, seine Mutter wisse um seine geheime Liebe, und suche nichts anderes, als sie zu zerstören.

Wir sind erschrocken, wie Ihr, Herr Curd, fuhr die Frau fort: Es ist ja genug, den Nahmen des Hauses Reiflingstein nennen zu hören, um zu erschrecken, dieses Hauses, das seit Jahrhunderten die Geißel und das Entsetzen des Landes war, und wo höllische Geister und verwünschte Seelen neben den eben so ruchlosen Lebenden hausen. O, ich ahne wohl, was Frau Jutta mit diesem Raube will, und warum sie dieß unschuldige, seit seiner Geburt unglückliche Kind verfolgt; aber ehe ich sie in die Hände einer Reiflingsteinerinn, oder überhaupt unter dieses gottlose Geschlecht kommen ließe, ehe möchte ich sie lieber im Grabe sehen.

Siegebert erbleichte, er hörte sein Urtheil in diesen Worten, und obwohl er nicht Alles verstand, was die Müllerinn meinte, so sah er doch daraus, daß er nimmer hoffen dürfe, unter seinem eigenen Nahmen hier auftreten zu können. Da dennoch zu Anna's Sicherheit entscheidende Maßregeln nöthig waren, hier seiner Mutter Rache, dort der Abscheu von Annens Ältern gegen sein Haus ihn drängte, und er, wenn er nicht Alles mit einem Mahl verderben wollte, nicht länger als höchstens diese Nacht hier weilen durfte, so arbeiteten tausend leidenschaftliche Entwürfe in seiner Brust. Er eilte hinaus in den durchstürmten Wald. Wie hier der Herbstwind in den Bäumen tobte, wie die Enns schäumend sich an den Klippen ihres Bettes abmühte, so tobten Wünsche, Angst, Liebe und Verzweiflung in seiner Seele, so mühte sich sein Geist in fruchtlosem Kampfe gegen unüberwindliche Hindernisse ab. Das Einzige, was wie ein heller Stern leitend und unvergänglich durch die Nacht seines Geschickes glänzte, war Anna's Liebe für ihn, und die Hoffnung, die er darauf baute. Nach hundert entworfenen und wieder verworfenen Planen war endlich Flucht mit dem geliebten Mädchen, und gleich, und noch in dieser

Nacht, um sie den Nachstellungen seiner Mutter und dem Einfluß ihrer Verwandten zu entziehen, das Einzige, was ihm möglich schien. Der Gedanke bildete sich immer klärer aus, gewann immer mehr an Reiz für ihn, und wurde endlich zum festen Entschluß. Er wollte mit Annen sprechen. Sie zu überreden sollte ihm nicht schwer werden, da sie, wie er, die ganze Gefahr ihrer Lage einsah, und mit ihr zu dem Herrn von Volkersdorf flüchten, dessen Burg ebenfalls im Gebirge, nicht weit von Siegeberts Schloß lag, und der als ein treuer Freund und Gespiele seiner Kindheit sie ihm in dieser Noth gern öffnen würde.

Je länger er diesem Plan nachdachte, je ausführbarer und klüger erschien er ihm. Der Sturm seines Innern legte sich, er kehrte in's Haus zurück und suchte Annen zu sprechen, die, wie er, von bangen Sorgen zerrissen, einer grauenvollen Zukunft entgegen sah. Im Anfange entsetzte sie sich vor seinem Vorschlag. Flucht mit einem Manne, heimliche Entfernung aus dem älterlichen Hause, schien ihr eben so schrecklich und unmöglich, als der Gedanke, sich auf ewig von Siegebert zu scheiden. Doch Eine Wahl mußte getroffen werden, und gleich, auf der Stelle,

wenn sie nicht in die Hände der gefürchteten Frau Jutta fallen, und ihre Tage im Kloster vertrauern, oder, wenn Siegeberts wahrer Stand ihren Ältern bekannt würde, von ihm auf ewig getrennt werden wollte. Des Jünglings Liebe und kühnes Hoffen mahlte ihr den gefürchteten Schritt mit milden Farben, Volkersdorfs Schloß war nicht sehr entlegen, dort sollte ein Priester ihren Bund segnen, und dann wollten sie entweder die Verzeihung der Ihrigen mit größerer Ruhe erwarten, oder Siegebert zweifelte nicht, am Hoflager Herzog Friedrichs des Streitbaren Dienste, und durch sein Schwert Ehre und Gut für sich und sein geliebtes Weib zu erwerben.

Jugend und Liebe, Unerfahrenheit und Angst hatten den Plan entworfen, und eben diese Gefühle Annen endlich vermocht, einzuwilligen. Es ward Alles verabredet, Siegebert wollte gegen Abend zum Schein zu seinem ehemahligen Wirth auf der Waldhöhe gehen, wenn aber Alles in der Mühle schlafen würde, zurückkehren, an Annens Fenster das verabredete Zeichen geben, sie vor sich auf's Pferd nehmen, ehe der Tag anbräche, bereits bey seinem Freunde, und in ein

Paar Stunden darauf Annens angetrauter Gemahl seyn.

Mit diesem Vorsatz schieden die Liebenden. Siegebert eilte, mit frohem Herzen alle nöthigen Anstalten zu treffen, während Anna mit nahmenloser Angst der gefürchteten und gewünschten Stunde entgegen sah, die sie mit dem Geliebten auf ewig vereinigen sollte. Gepreßt und schmerzlich sagte sie den Ältern gute Nacht, zitternd verschloß sie ihre Kammer, packte einige Habseligkeiten zusammen, und erwartete unter ängstlichen Herzensschlägen die Stunde der Entscheidung und das Zeichen am Fenster. Endlich hörte sie leise Tritte, es pochte an ihr Fenster, sie blickte hinaus und sah Siegebert vor demselben. Dieser Anblick gab ihr mehr Muth und Zuversicht. Leise öffnete sie die Thür, leise schlich sie über den Vorplatz, mit ihrem Bündel in der Hand, und lag in den Armen des entzückten Geliebten. Außer dem Hofthor stand sein Pferd, an eine der Erlen gebunden; er machte es los, hob das zitternde Mädchen hinauf, schwang sich dann hinter ihr in den Sattel, und nun ging es erst leise, und dann mit der größten Schnelligkeit an dem Flusse hinauf in das Gebirge. Die Nacht war stürmisch und finster, der kalte Wind

jagte schwere Wolken über den Mond hin, der, im ersten Viertel über den Bergen hangend, nur zuweilen einen dämmernden Schein auf den Pfad der Reisenden warf. Das Rauschen der Enns war ihr einziger Leiter. Siegebert wußte, daß an ihrem Ufer hin der Weg bis zu der Stelle ging, wo der Pfad nach seiner Burg und der nach Volkersdorfs Schloß sich schied. Indessen war es immer später geworden, der Mond sank hinter die Berge, und von einem fernen Kirchthurm klang in dumpfen Schlägen Mitternacht herüber. Der Nachthauch blies kalt, ein unheimliches Sausen ging durch die Wälder, Nachtgevögel flatterte aus den Sträuchen empor und umschwirrte das Haupt der Reisenden. Anna schmiegte sich ängstlich an Siegeberts Brust, der sie fest an sich schloß, und ihr einen Muth einzusprechen suchte, der ihm allmählich selbst zu fehlen begann. Der Weg nach Volkersdorfs Schloß war ihm sonst wohl bekannt, und er hatte sich ihn bey Nacht wohl zu finden getraut; jetzt kam ihm Alles anders, aber so viel er bey der schwachen Hellung, die dort und da ein Stern zwischen den Wolken herabsandte, unterscheiden konnte, nicht unbekannt vor.

Nachdem sie noch eine Weile geritten waren,

bemerkte er mit Schrecken, daß er sich auf dem Wege nach Reiflingstein befände. Die Möglichkeit, sich in dunkler Nacht im Wege zu irren, war wohl begreiflich; dennoch wußte Siegebert, daß er sehr aufmerksam gewesen, und auf jede Bewegung der Straße genau Acht gegeben hatte. Er verbarg einen ängstlichen Gedanken, der in ihm aufstieg, vor seiner Begleiterinn, strengte seine ganze Aufmerksamkeit an, und glaubte endlich deutlich eine wohlbekannte Schlucht zu unterscheiden, die seitwärts von der Straße nach Reiflingstein in das Thal führte, wo Volkersdorfs Veste lag. Er bog hier hinein, sie ritten noch eine Weile fort, und abermahls fand er sich auf dem Wege nach seinem Ahnenschloß. Nun ergriff ihn ein unaussprechliches Grauen, ihm ahnete die Einwirkung jener unheimlichen Wesen, die ihn schon so oft gequält hatten, er wollte sich aus ihren Kreisen entfernen, und wandte schnell sein Pferd, um den Rückweg zu suchen. Aus dieser Bewegung sah Anna deutlich, was sie längst im Stillen besorgt hatte, daß sie des Weges verfehlt hätten; ihre stumme Angst brach nun in lautes Klagen aus, und Siegebert hatte mit der doppelten Furcht in seinem und Annens Herzen zu kämpfen. Er beruhigte sie, so gut er

konnte, er täuschte sie mit einer Zuversicht, die er selbst nicht hatte, er lenkte sein Pferd bald hier, bald dort in ein Seitenthal hinein, und nirgends wollten sich ihm bekannte Gegenstände zeigen, die ihm auf die rechte Spur hätten helfen können. Das müde Pferd konnte endlich nicht mehr weiter, Anna lag in stummer Verzweiflung an Siegeberts Brust, er selbst wußte ihr nichts mehr zu sagen, und nur zuweilen ein Seufzer, oder ein leises Gebeth des Mädchens unterbrach die bange Stille. Der Morgen schien noch fern, und ehe er sich zeigte, keine Hoffnung, sich hier zurecht zu finden. Siegebert suchte also bey'm Licht der Sterne einen stillen, moosigen Platz an einer Felsenwand, stieg ab, legte das zitternde Mädchen auf den Rasen, band sein Pferd an ein Gesträuch, setzte sich dann neben Annen hin und schlug ihr vor, hier den Tag zu erwarten. Sie war es zufrieden, Angst und Ermüdung hatten ihre Lebensgeister herabgebracht, von Siegeberts Arm umschlossen, lehnte sie sich an seine Brust und schlief ein. Er bewachte ihren Schlummer mit der Sorgfalt der Liebe, und wartete seinerseits mit banger Seele auf den Anbruch des Morgens. Endlich zeigte sich ein matter Schimmer über den Bergen, die Gegenstän-

de traten aus den nächtlichen Schatten, Siegebert erkannte das Thal und den Fels, an dem er saß, und überzeugte sich, daß er keine Viertelstunde von Reiflingstein entfernt war. Seine erste Bewegung war, Annen zu wecken, und mit ihr schnell aus der gefürchteten Nähe zu fliehen. Aber sie schlief so süß, sie schien der Ruhe so bedürftig, er hatte nicht den Muth, sie zu stören. Auch war es ja noch so früh am Tage, daß sie nicht leicht eine Überraschung zu fürchten hatten. Siegebert wandte also diese Zeit an, um über die Maßregeln nachzudenken, die er zu nehmen hatte, seine Blicke ruhten absichtslos auf dem Bündel, das Anna mit sich genommen hatte, seine Hand spielte mit den Schnüren, die es befestigten, er erblickte etwas glänzend Goldenes, er wollte sehen, was es war, und fuhr mit einem Schrey des Entsetzens zurück; denn er erblickte die goldene Schale mit den schimmernden Edelsteinen, deren Bild ihm seine Urältermutter oft gezeigt, und um deren Zurückgabe sie ihn so sehr gequält hatte.

Siegeberts Ausruf erweckte Annen. Sie richtete sich erschrocken auf, und Siegeberts todtbleiches Gesicht, mit dem er auf die Schale starrte, vermehrte ihre Angst. Sie redete ihn an, sie

fragte ihn, und erhielt keine Antwort, bis er endlich mit den Worten: Wie kommst du zu dieser Schale? das peinliche Schweigen brach. Anna erzählte nun, daß sie diese Schale, so lange sie denke, als ihr Eigenthum kenne, über welches ihr ihre Mutter mit der größten Sorgfalt zu wachen, und es nie, um keiner Ursache willen von sich zu lassen, streng empfohlen habe. Übrigens wisse sie nichts, woher sie sey, und wer sie vielleicht vor ihr besessen. Diese Antwort, welche nicht die geringste Aufklärung gab, diente nur dazu, Siegeberts Unruhe zu vermehren. Aber es war jetzt nicht der Augenblick, sich in weitere Erörterungen einzulassen; man mußte fliehen, oder der größten Gefahr entgegen sehen. Siegebert bewog Annen, so erschöpft sie noch war, das Pferd wieder zu besteigen. Er hoffte jetzt aus dem unheimlichen Irrsal, in dem er sich diese Nacht herumgetrieben, beym hellen Tagesschein herauszukommen und das Ziel seines Strebens, Volkersdorfs Veste, zu erreichen.

Sie ritten die Schlucht hinab, dem Bächlein folgend, das im Dämmerlicht des Morgens zwischen niederm Gesträuche hinrieselte, und das sich weiter unten mit der Enns vereinigte, Anna, noch matt und bebend von den Beschwerden der

fürchterlichen Nacht, Siegebert, von grauenvollen Ahnungen ergriffen, denen er selbst weder Deutlichkeit noch Worte zu geben vermochte, und vor noch entsetzlichern Ereignissen zitternd, die ihm nach dem, was er schon erfahren hatte, mehrmahls wahrscheinlich schienen. Jetzt näherten sie sich dem Ennsthale. In dem Augenblicke hörten sie den Hufschlag von vielen Pferden, und wie sie um den Felsen bogen und nun das freye Thal vor sich sahen, sprengte ein Haufen Reisiger, an deren Abzeichen Siegebert das Wappen seines Hauses erkannte, so eben den Weg herauf. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, auch ritt der Führer der Schaar sogleich ehrerbiethig auf Siegebert zu und ersuchte ihn, ihm nach Reiflingstein zu folgen, indem sie von seiner Mutter ausgesendet wären, ihn zu suchen, und, wo sie ihn fänden, zu ihr zurück zu bringen. Widerstand war unmöglich. Siegebert gab keine Antwort, er wandte sein Pferd, die Schaar ordnete sich hinter ihm, und in finsterm Schweigen eilten sie das Thal hinauf, wo bald hinter einer Felsenspitze das graue Gemäuer der Burg sichtbar ward, und alle Schreckniſſe, die er dort erfahren, und die ihm noch bevorstanden, mit Centnerschwere auf sein Herz sanken. Anna blick-

te auf, sie sah diese Thürme, diese festen Wälle, den drohenden Fels über dem wilden Fluß, sie erinnerte sich an alle Schauergeschichten, die man ihr von dieser Burg erzählt, an Frau Jutta's stolzen Sinn, und auch der letzte Funke von Muth und Fassung verließ sie. Schluchzend, todtbleich wandte sie sich zu Siegebert und bath ihn, sie vom Pferde herabzulassen, sie wolle ihm entsagen, sie wolle zu Fuß nach Hause kehren, ihn nie wiedersehen, den strengen Zorn seiner Mutter nicht länger gegen ihn reizen, und lieber gutwillig in den Klostermauern, wohin Frau Jutta sie hatte senden wollen, Ruhe und Schutz suchen. Siegebert beschwor sie, das nicht zu thun, und überhaupt jetzt keinen Entschluß zu fassen. Ihr gemeinsames Schicksal — das ahnete ihm dunkel und schmerzlich — müsse sich jetzt auf irgend eine grauenvolle Art entscheiden. Anna schwieg; der starre Ernst in dem bleichen Gesichte ihres Geliebten, die finstere Ruhe, mit der er sprach, machten ihr Blut gerinnen, und stillschweigend ließ sie mit sich machen, was Siegeberts Wille war.

Man führte sie sogleich zur Mutter. Diese empfing ihren Sohn mit stolzem Hohn, und befahl, die Müllerdirne, die sie keines Blickes

würdigte, in den Thurm zur Verwahrung zu bringen. Das schreckte Siegebert aus seinem dumpfen Starren auf; er widersetzte sich den Reisigen, die Annen anfassen und fortführen wollten, er drohte, als Frau Jutta den Befehl wiederhohlte, indem er sein Schwert zog, den niederzustossen, der es wagen würde, seine Braut auch nur anzurühren. Dieß Wort entflammte Frau Jutta's Zorn, den sie bisher mit Mühe bezwungen, und unter dem Scheine kalten Stolzes verborgen hatte. Sie fuhr empor, sie sprang auf Annen zu, sie würde sie vielleicht mißhandelt haben; aber in dem Augenblicke trat der alte Ritter ein, der Siegebert das erste Mahl aus dem Ennsthale abgehohlt hatte, und dessen Jahre und Character Allen im Schloß Achtung gebothen. Frau Jutta faßte sich. Siegebert senkte sein Schwert, die Knechte traten zurück. Der Ritter nahte sich der Gebietherinn und meldete ihr, daß eine Bauersfrau aus der Mühle im Ennsthale da sey, die mit großer Angst und unter Thränen gebethen habe, auf der Stelle mit der Frau von Reiflingstein sprechen zu dürfen, weil auf jedem Verzug die höchste Gefahr sey.

Frau Jutta befahl, sie herein zu führen. O Gott! Meine Mutter! rief Anna, und brach

von Neuem in Thränen aus, die Angst und Schrecken eine Weile gehemmt hatten. Die Müllerinn trat ein, Anna verbarg sich hinter Siegebert vor ihren erzürnten Blicken; aber es war nicht sie, welche die Frau suchte. Athemlos stürzte sie zu Frau Jutta's Füßen und rief: Trennt sie! Trennt sie, gnädige Frau! Laßt sie einander nicht heirathen! Sie sind Geschwister!

Dieses Wort machte alle Gegenwärtigen verstummen. Anna glitt hinter Siegebert ohnmächtig auf den Boden nieder, der Jüngling stützte sich wankend auf sein Schwert, Frau Jutta stand starr, wie eine Bildsäule, und es vergingen einige Augenblicke, bis sie zuerst von Allen die Fassung fand, nach den näheren Umständen und den Beweisen für diese Behauptung zu fragen.

Da erhob sich die Müllerinn, Frau Jutta hieß die Knechte hinausgehn, den alten Ritter bleiben, sprach der zitternden Frau Muth ein, und diese begann nun:

»Es sind nun neunzehn Jahre, wir waren kaum verheirathet und auf die Mühle gekommen, als uns einst mitten in der Nacht das Geräusch eines heftigen Sturms weckte, der die Fenster klirrend schüttelte und unsere Bäume knarrend über das Dach hinbog. Dabey ließ sich

ein wunderbares Getöse in der Luft hören, und mitunter glaubten wir das schwache Wimmern eines kleinen Kindes zu vernehmen. Ich bebte am ganzen Leibe, mein Mann aber stand beherzt auf, um, wenn etwa ein Unglück geschehen wäre, zu sehen, was zu thun sey. Er ging in der finstern Nacht hinaus an den Strom, er horchte, und horchte schärfer, und es war ihm jetzt, als höre er jenes Wimmern deutlicher; aber in der tiefen Dunkelheit war nichts zu erkennen, nur schien die Stimme oberhalb vom Wasser herzukommen. Mein Mann ging also den Strom hinan. Da sieht er plötzlich ein schwaches Licht auf den Wellen schimmern, er tritt näher, jetzt bewegt sich der Schimmer herabwärts, es ist Etwas, das auf dem Wasser schwimmt, und deutlich erkennt mein Mann das Winseln eines kleinen Kindes. Nun treibt der Glanz näher an's Ufer heran. Gerechter Gott! Es war ein armes, kaum geborenes Kindlein, das auf einer goldenen Schale daher schwamm, von welcher das helle Licht ausging.«

»Mein Mann trat ein Paar Schritte in den Strom, und mit einem Stecken zog er das ganze Ding an's Ufer. Aber so wie er die Schale berührte, verlosch das Glänzen, nur das arme

Würmchen weinte auf seinen Armen. Er brachte es in die Stube und legte es mir auf's Bette.«

»Entsetzen und Mitleid stritten in mir, halb fürchtete ich, daß irgend ein Teufelsspuck hier verborgen sey, und wir etwa einen tückischen Wassernix in unser Haus aufzunehmen im Begriff ständen; auf der andern Seite erbarmte mich's des überaus schönen, so ganz hülflosen Kindleins, das seine Händchen wie flehend nach mir ausstreckte. Das Mitleid siegte endlich. In Gottes Nahmen! sagte ich: Laß uns den armen Wurm behalten, den er uns so wunderbar zugeführt hat! Unsere Absicht ist christlich und gut, der himmlische Vater wird seinen Segen dazu geben.«

»So behielten wir das arme Geschöpf, ließen es taufen, weil wir nicht wußten, woher es war, und gedachten, uns unter der Hand zu erkundigen, wo und von wem etwa ein Kind verloren worden wäre. Es vergingen nicht acht Tage, als uns die schauerliche Nachricht kam, wie des Herrn von Reiflingstein erste Ehewirthinn plötzlich und auf unbegreifliche Art sammt ihrem neugebornen Töchterlein mit Tode abgegangen sey. Aber das Gerücht erzählte viel andere Dinge. Die Windeln unsres Findlings waren kostbar und fein, die

Schale, auf der er hergeschwommen, von purem Gold, mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Wenig Wochen darauf hatte man weiter oben in der Enns den Körper einer jungen Frau gefunden, den man zu erkennen geglaubt; aber der Knecht, der sie entdeckt und sonderbare Vermuthungen verbreitet hatte, verschwand auf einmahl. Es hieß, Herr Ottokar habe ihn aufheben und in die Verließe seiner Burg stecken lassen. Menschlicher Weise blieb uns beynahe kein Zweifel mehr, daß jene Frau Herrn Ottokar's Gemahlinn, und das Kind seine Tochter gewesen. Aber wir beschlossen, Niemand etwas von unsern Vermuthungen zu entdecken. Wir erzogen das Mädchen als unser eigenes Kind, sie hat unsere Treue und Liebe auch wohl belohnt, und wir hätten nie über sie zu klagen gehabt, bis jetzt Euer Sohn unter verstelltem Nahmen kam, ihr Herz gewann, es von seiner Pflicht und seinem Glücke abwendig machte und mit sich in das Verderben riß, das von diesem unseligen Hause unzertrennlich ist. Spät in der Nacht entdeckten wir ihre Flucht, aber wir hätten nicht gewußt, wohin wir uns wenden sollten, bis die Reiter kamen, die Ihr ausgeschickt, um den Junker zu suchen. Diese stürmten beynahe die Mühle um ihn, und so

erfuhren wir zugleich den wahren Nahmen ihres Verführers und das entsetzliche Unglück, das ihr drohte.«

Hier endigte die Müllerinn ihren Bericht. Gedankenvoll, und nicht ohne geheimen Schauer hatte ihr die Frau von Reiflingstein zugehört, während Siegebert, mit nichts anderm beschäftigt, als die ohnmächtige Geliebte in's Leben zu erwecken, von allen ihren Worten nur die behalten hatte, die sein Unglück unzweifelhaft machten.

Als sich Anna zu erhohlen anfing, legte er sie, ohne zu sprechen, in die Arme ihrer Pflegemutter und verließ das Gemach.

Frau Jutta hatte allein Fassung genug, um noch weitere Nachforschungen anzustellen; aber sie dienten zu nichts, als die Wahrscheinlichkeit zur höchsten Gewißheit zu bringen. Die Windeln des Kindes, welche die Müllerinn sorgfältig aufbewahrt und jetzt mit sich gebracht hatte, sammt der goldenen Schale, die Viele im Schlosse noch wohl kannten, endlich ein Mahl an Annens Nacken, das ihr Bruder eben so trug, wie sie, die Zeit, die übrigen Umstände, Alles vereinigte sich, jeden Zweifel zu heben.

Frau Jutta's Zorn war gestillt, Besinnung

und Mitleid traten an seine Stelle. Sie ging auf Annen zu und umarmte sie freundlich als Fräulein von Reiflingstein und ihre liebe Stieftochter, dann befahl sie mit gütigen Worten der Müllerinn, hier im Schlosse bey der Unglücklichen zu bleiben, die noch betäubt von Allem, was sie erfahren hatte, bleich, zagend und stumm, keine Liebkosung zu erwiedern und kaum zu vernehmen im Stande war, was man ihr sagte. Sie selbst suchte ihren Sohn auf; aber er war fort und nirgends in der Burg zu finden.

Man verbarg Annen diesen neuen Schrecken, man wies ihr eines der schönsten Zimmer in der Burg an, und umgab sie mit allem Glanz, der ihrer Geburt entsprach; aber keine Ruhe kam in ihr Gemüth, kein Schlaf in ihr müdes Auge. Endlich, schon wie der Abend dunkelte, trat Siegebert, zur großen Freude des Burggesindes und seiner Mutter, in's Schloß. Er antwortete nichts auf alle Fragen, wies mit stummen Geberden alle Theilnahme, allen Trost von sich, fragte nicht nach seiner Schwester, und verlangte sie nicht zu sehen.

Über alle diese Bewegungen kam die Nacht, und mit ihr erhoben sich die unterirdischen Bewohner der Burg. Der Urältermutter wohlbe-

kannte Gestalt erschien vor Siegeberts Bette, und zeigte sich auch zum ersten Mahle in wunderbaren Träumen dem neuen Ankömmling aus ihrem Geschlecht, von allen ihren Mitgenossen begleitet. Ihre Gestalt war nicht so traurig, wie sonst, und nur eine bittende Geberde, die Siegebert wohl verstand, erinnerte ihn an einen grauenhaften Auftritt.

Das Nahen der Morgenstunde trieb diese wesenlosen Schatten wieder in ihre Grüfte zurück; aber was den ganzen vorigen Tag in Siegeberts Seele gearbeitet hatte, bekam durch das Wiedersehen jener bekannten Gestalt, die er seit jener abschlägigen Antwort in dem Schatzgewölbe nicht mehr so deutlich und so freundlich gesehen hatte, eine plötzliche Anregung. Es dämmerten Gedanken in ihm auf, er glaubte den Zusammenhang des Ganzen und die geheimen Fäden zu erkennen, die ihn unbewußt bisher geleitet, ihn zu Annen, diese sammt der goldenen Schale, nach welcher jene Erscheinung so sehr verlangte, in den Umkreis ihrer Väter gebracht, und durch die unselige Entdeckung der verborgenen Verwandtschaft sein und seiner Schwester Glück und alle ihre Ansprüche auf dieser Welt zerstört hatten.

Er brachte die Nacht schlaflos in peinlichen Gefühlen zu. Mit dem ersten Morgenstrahl fiel ein Strahl himmlischen Lichtes in seine Seele, und ein Entschluß rang sich aus seinem zerrissenen Gemüthe los, der ihm, seiner Schwester und seinem ganzen Geschlecht Ruhe und das Glück versprach, das sie noch zu genießen fähig waren.

Er ließ seinen Lehrer und Vertrauten, den guten Geistlichen, zu sich bitten und eröffnete ihm seinen Vorsatz. Der redliche Greis suchte ihn eine Weile zu bekämpfen, aber er wurde, je länger und je mehr er ihn bestritt, nur desto fester. Siegebert kündigte ihn seiner Mutter an. Sie erschrack, sie wandte Alles an, um ihn davon abwendig zu machen; es war vergeblich. Er bath sie vielmehr, mit Annen zu reden, und auch diese zu gleicher Entschließung zu stimmen. Mit Freuden nahm Anna diesen Wunsch des Geliebten, in dem sie noch immer nur einen Bruder zu sehen nicht vermochte, auf, und fügte sich demselben. So erklärte nun Siegebert in einer Versammlung seiner Vasallen und Unterthanen öffentlich, daß er, von den Ahnenschatten seines Hauses gemahnt und um ihre Erlösung angefleht, die nur durch ihn, den letzten seines

Stammes, geschehen konnte, diese Warnung vernachlässigt und diese Bitten verworfen habe, daß er dafür in unabsehbares Unglück gerathen und nur, wie durch ein Wunder vor dem ungeheueren Verbrechen, seine Schwester zu ehelichen, bewahrt worden sey. Er erkenne in diesen Fügungen den Finger der Vorsicht, und da für ihn und seine Schwester kein Glück mehr auf Erden blühe, seyen sie Beyde entschlossen, ihrem weltlichen Stande, ihren Reichthümern zu entsagen, ein Kloster und Gotteshaus zu bauen, und so zugleich ihren eigenen Schmerz in die Einsamkeit zu begraben und mit dieser Entschließung den Willen ihrer unglückseligen Vorfahren zu erfüllen, welche an diese Bedingung die Ruhe ihrer abgeschiedenen, gequälten Geister gebunden hatten.

Mit Erstaunen und Wehmuth hörte die ganze Versammlung den Entschluß ihres jungen, geliebten Lehensherrn. Mancher suchte ihn zu bestreiten, Alle forderten Aufschub und Bedenkzeit. Siegebert gewährte ihrem Wunsche auch diese, aber sein Vorhaben wurde dadurch nicht wankend gemacht, so wenig, als er Annen von diesem Augenblicke an mehr sah, oder sprach.

Nach Verfluß der bestimmten Zeit aber ritt

er, von allen seinen Lehensmännern in größtem Staate begleitet, auf kostbar geschmücktem Pferde nach Stift Admont hinüber, zog da mit den ritterlich prunkenden Gewändern alle weltliche Lust und Herrlichkeit aus, und erbath sich von dem Abte eine Stelle im Kloster, während seine Mutter auf sein Bitten Annen mit eben dieser Feyerlichkeit nach Göß in's Fräuleinstift führte.

Sobald das Probejahr vorüber war, während welchem er durch Strenge der Übungen und Frömmigkeit es allen seinen Mitbrüdern zuvor gethan hatte, legte er, ohne auf das Zureden seiner Mutter und mancher Jugendfreunde zu achten, das Gelübde in die Hand des Bischofs von Salzburg, der eigends zu dieser Feyerlichkeit herübergekommen war, ab, und in derselben Nacht weckte ihn eine liebliche Musik aus dem Schlummer, ein unbegreifliches aber schönes Licht erhellte seine Zelle, und er sah auf hellen Wolken die Geister seiner Ahnen geeinigt und verklärt vor ihm schweben und ihn dankbar segnen. Auch stürzte in derselben Stunde der Felsen an einem Orte des Schloßberges von Reiflingstein ein, und zeigte ungehindert den Gang, welcher zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führte, das die Geister nicht mehr zu bewachen brauchten.

Frau Jutta ließ nach dem Befehl ihres Sohnes alle Reichthümer desselben heraufbringen, er rief fromme Geistliche aus entfernten Landen herbey, baute ein Kloster und Gotteshaus in der wildesten Gebirgsgegend, und ließ durch die Mönche die Wälder lichten und die Felder bebauen. Bald siedelten sich Dörfer an, die Gegend wurde wirthbar und freundlich, und das ungerecht erworbene Gut, durch frommen Gebrauch geheiligt, erfüllte den letzten Wunsch der nun seligen Schatten.

Nach Frau Jutta's Tode verkaufte Siegebert auch Burg Reiflingstein und alle seine Besitzungen, trat als Abt in das von ihm gestiftete und reich begabte Kloster, und sah, als er seinem Herzen Ruhe und Festigkeit genug zutrauen konnte, die einst zu sehr geliebte Schwester bey dieser feyerlichen Gelegenheit nach Jahren mit frommer Freude und stiller Rührung wieder. Die Zeit hatte den Sturm der Leidenschaft in beyden Herzen gedämpft, der Himmel und seine Freuden waren an die Stelle irdischer Liebe, Wohlthun und Gutesstiften an die Stelle häuslicher Seligkeit getreten, und sie fühlten sich wieder glücklich, nur auf ganz andere Weise, als sie es einst im schönen Ennsthale zu werden gehofft hatten.

III.

Der Einsiedler auf dem Monserrat.

Als nach jener erzwungenen zweyten Thronentsagung Karls des Vierten die Französischen Heere in furchtbarer Zahl in Spanien einrückten, befand sich bey einem der Regimenter, welche damahls zuerst diesen Boden betraten, der junge Capitän La Chartelliere, den nicht bloß die Aussicht auf Kriegsruhm und schnelle Beförderung, sondern auch manches andere, stillere Band mit jugendlicher Freudigkeit in dieses Land zog. Seine Mutter stammte aus einer Spanischen Familie, die, aus Navarra herübergewandert, sich unfern von Bayonne niedergelassen hatte. Noch lebten mehrere seiner Verwandten in Pampeluna, und ein Groß-Oheim väterlicher Seits stand seit langen Jahren mit Würde und allgemeiner Erbauung dem Benedictinerkloster auf dem Monserrat vor. La Chartelliere fand überall freundliche Aufnahme, die fremde Natur, die fremde Sitte zog ihn an, und die Eroberung

eines Landes, wo nur Aberglaube und Unwissenheit herrschten, schien ihm und allen seinen Kameraden ein leichtes und bald beendetes Werk. Sieg, Ruhm und Glück schwebten vor seinen Blicken, und so folgte er mit hoffnungsvoller Seele dem Rufe, der ihn weiter in's Land hineinrief.

Aber die leichten Siege, welche Napoleon seinen Truppen verheißen hatte, das wiederhohlte Aufpflanzen der Französischen Adler auf den Wällen von Lissabon und viele andere, mehr gewünschte als erwartete glückliche Ereignisse blieben aus. Die Spanische Nation ermannte sich, harte Kämpfe, Unsicherheit, Verrätherey, Verfolgung erhoben sich von allen Seiten gegen das Französische Heer, in jedem Spanier stand ihnen ein unversöhnlicher Feind auf. Mißmuth, Mangel, Seuchen rissen unter den immer abnehmenden Schaaren ein, und die verstörten Gemüther fanden sich endlich in sich selbst nicht mehr zurecht. Der Feldherr, dem La Chartelliere als Adjutant zugegeben war und der ihm väterlich wohlgewollt hatte, war meuchlings in dem Hause, in dem er einquartiert gewesen, ermordet worden, und nur ein Zufall hatte das gleiche Schicksal von seinem Adjutanten abgewandt. Der Ge-

neral, der an seine Stelle kam, gab La Chartelliere's Feinden Gehör und dieser sah sich überall zurückgesetzt, die allgemeine Sache ging immer schlechter und mit jedem Verlust der Franzosen wuchs der Spanier Muth, unerhörte Grausamkeiten wurden von beyden Seiten begangen, La Chartelliere sah eine Hoffnung nach der andern schwinden, eine Beschwerde, eine Gefahr nach der andern sich vor ihm aufthürmen. Mißmuthig, niedergebeugt, krank durch Wunden und das Klima, war er endlich genöthigt, sich von dem Generale Urlaub zu erbitten, um seine ganz zerrüttete Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen.

Sein erster Gedanke war auf den Monserrat. Früher schon, auf seinem Einmarsch, hatte er den Groß-Oheim dort besucht, und sich als ein frohgesinnter Jüngling, der, während der Revolution erzogen, von Klostergebräuchen, geistlicher Würde und frommer Einfalt keinen Begriff haben konnte, an der seltsamen Lebensart der Mönche und Einsiedler halb wundernd, halb spöttisch ergetzt.

Jetzt standen die Sachen anders. Das Unglück hatte die stolzen Wipfel von des Jünglings Hoffnungsbaum geknickt und alle seine Blüthen

verfehrt. Weggerückt von seinen Aussichten in die Zukunft, gebrochen durch Krankheit, im Innersten verletzt durch gekränkten Stolz, und mehr als alles das, beunruhigt durch Zweifel an der Rechtmäßigkeit eines Kriegszuges, den er jenseits der Pyrenäen, im revolutionären Frankreich, mit ganz andern Augen betrachtet hatte, als hier, wo die Würde einer edlen Nationalität, alte Formen, heilige Rechte, die Macht des kindlichen Glaubens und die Majestät der Religion in nie geahneter Hoheit vor ihm standen, kehrte er langsam und trüb auf demselben Wege zurück, den er vor drey Jahren voll froher Hoffnung hingegangen war.

Wie er aus Martorell herausfuhr, wo ein alter Triumphbogen an die Herrlichkeit und den Verfall des Römerreiches, an seine ungerechten Kriege, seine treulose Politik und seinen Untergang den jungen Franzosen mit bitterer Gewissensrüge mahnte, und nun auf einmahl auf weiter Ebene der ungeheure Berg mit seinen Riesengliedern, seinen zerspalteten Gipfeln, seinen umschleyerten Höhen erschien, da ergriff eine sonderbare Empfindung sein Herz. Der Gedanke: dort wohnt die Heilung und der Friede, wenn sie noch irgend auf Erden anzutreffen sind, er-

tönte, wie von unbekannten Stimmen ausgesprochen, in seinem Innern. Ein Gefühl von Hoffnung, das ihm lange fremd gewesen, verbreitete sich mit milder Wärme in seiner Brust, er athmete tief auf, und eine Thräne feuchtete das dunkle Auge, das unverwandt an dem wunderbaren Berge hing.

Jetzt zeigte sich ihm das Kloster auf der halben Höhe des Berges, an die Felsen gelehnt, die es schirmend in ihrem Schooß zu bewahren schienen. Allmählich unterschied er in Felsenritzen oder auf den spitzen Gipfeln der Felsenzacken die Einsiedlerhütten, die, aus umschattenden Gärtchen hervorblickend, die stille Einfalt, wie den frommen Muth ihrer Einwohner verkündeten.

Ein bequemer Weg, zur Erleichterung der vermöglichen oder kranken Reisenden angelegt, erlaubte ihm in seinem Wagen bis auf die kleine Ebene hinauf zu fahren, die sich vor dem Kloster hinstreckt, und wo eben in dieser Stunde den ermüdeten oder dürftigen Pilgrimmen von den wohlthätigen Mönchen Speise und jede andere Nothdurft gereicht wurde. Auch ihn empfing man freundlich, und sein Groß-Oheim, der bereits von seiner Ankunft unterrichtet war, ließ

sogleich Alles vorkehren, was zu seiner Ruhe und Erquickung nöthig war.

Seltsam, aber wohlthätig, berührten die tiefe Stille, die pünctliche Ordnung, das stets auf himmlische Dinge gerichtete Streben seiner neuen Hausgenossen den jungen Krieger, der aus dem wildbewegten Leben und der gänzlichen Glaubenslosigkeit eines Französischen Lagers sich auf einmahl unter die Mönche auf dem Monserrat versetzt sah. So fand sich La Chartelliere auch bald in seine neue Lebensweise, und was ihm in den ersten Tagen wunderlich vorkam, ja manchmahl ein geheimes Lächeln abnöthigte, wurde ihm nach und nach gewöhnlich, und endlich lieb. Sein Körper fühlte die wohlthätigen Wirkungen der Stille und Ordnung, unter den heilenden Händen erfahrner Priester schlossen sich seine Wunden, in der reinen Luft, bey stärkender Nahrung erhohlten sich seine gesunkenen Kräfte, aber noch lange nicht erhob sich der gedrückte Geist, und keine Heiterkeit, kein Lebensmuth kehrte in das zerstörte Gemüth ein.

Doch war es ihm Beschäftigung und Zerstreuung zugleich, überall im Kloster und im Hospitium herum zu gehen, Alles zu besehen und an den Geschäften der frommen Priester,

so weit es sich thun ließ, hülfreichen Antheil zu nehmen. So wie seine Kräfte sich vermehrten, stellte er weitere Wanderungen an, klomm auf die nächsten Felsenzacken und schlüpfte in die Schluchten hinein, wo die Einsiedeleyen der älteren Eremiten standen, deren Jahre ihnen nicht mehr erlaubten, sich weit vom Kloster zu entfernen. Endlich dehnte er seine Spaziergänge noch mehr aus, und kam unter andern in eine entfernte Einsiedeley, die mit ihrem Garten auf einem der höheren Bergesspitzen, halb versteckt zwischen Felsen und Gebüsch, ungemein freundlich dalag.

Es war ein kleines, nettes Häuschen, an Bauart den andern ähnlich; aber Alles, in und um dasselbe, trug das Gepräge eines feineren Geistes. Der kleine Garten war geschmackvoller angebaut und reicher an Blumen, die theils dazu dienten, die Gemüsebeete mit bunten Einfassungen zu zieren, theils in Töpfen, auf niedliche Geländer gestellt, der ganzen Anlage ein Ansehen von Eleganz gaben. La Chartelliere stand eine Weile an der Verzäunung still und ergetzte sich an dem angenehmen Anblick. Auf einmahl hörte er neben sich ein kleines Geräusch und der Einsiedler trat aus einer Lau-

be, in der er gelesen hatte. Er war ein Mann von mittleren Jahren, dessen Züge in der Jugend sehr angenehm gewesen seyn mußten. Ein edler Anstand behauptete sich auch unter dem groben Mönchsgewande, und aus der beschattenden Kapuze blickten unter schön gewölbten Bogen große, dunkle Augen mit düsterem und mildem Ausdruck hervor.

Er ging unter seinen Pflanzungen umher, richtete hier eine gesunkene Blume auf, band dort eine fester an den schützenden Stab, raufte da ein Unkraut aus, tödtete dort ein schädliches Insect, und wie nun auf einmahl die Mittagsglocke ertönte, entblößte er ehrerbiethig den Scheitel, faltete die Hände und sprach sein Gebeth, dann schritt er rasch an dem Ort vorüber, wo der Fremde stand, und schien in's Haus gehen zu wollen. Aber La Chartelliere's Anblick machte ihn stutzen. Der Offizier grüßte achtungsvoll, und sein Gruß wurde mit einem Anstand, den die Demuth des Eremiten nicht verschleyern konnte, erwiedert. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Der Einsiedler, Bruder Ildephons, erinnerte sich des Neffen seines verehrten Abtes recht wohl, den er schon einige Mahl im Kloster gesehen und von der Ursache seines Auf-

enthalts auf dem Monserrat gehört hatte. Freundlich öffnete er das Pförtchen der Verzäunung, die nur zum Schutz gegen die Thiere um die liebliche Schöpfung des Gärtners gezogen war. La Chartelliere trat in den Garten, und da der Einsiedler vermuthete, daß sein Gast der Erhohlung bedürfe, lud er ihn ein, an dem kleinen Mahle, das er so eben zu verzehren im Begriff gestanden habe, Theil zu nehmen. Bruder Ildephons hatte richtig geurtheilt; aber auch ohne dieses Bedürfniß würde der junge Franzose gern einer Einladung gefolgt seyn, die ihm Annäherung zu einer, wie Alles ihm vermuthen ließ, interessanten Bekanntschaft verhieß. Man trat in das Haus. Über einen netten Vorsaal, wo Binsenmatten und Strohgeflechte theils die Reinlichkeit erhielten, theils von dem Fleiße des Einsiedlers zeugten, führte der Wirth seinen Gast in ein großes, geräumiges Zimmer. Hier bath er ihn, eine Weile zu verziehen und verließ ihn, um Anstalten zu Erweiterung seines Mahles zu treffen. La Chartelliere sah sich im Zimmer um. Auf einem Tische lagen allerley Saamen, Blumenzwiebel, Messer und andere Gartengeräthschaften, auf dem andern, den der Einsiedler nah an's Fenster geschoben, sollte getafelt wer-

den. Die übrigen Einrichtungsstücke waren alle höchst einfach und höchst sauber, und durch die geöffnete Thür sah man in die Schlafkammer des Einsiedlers, in der ein kleiner Altar, mit einem Bilde der heiligen Jungfrau, ein Paar Bretter mit Büchern, und das einfache Lager sich befanden.

Jetzt kam der Eremit zurück. Der Tisch war bald beschickt. Gemüse, Milchspeisen, nahrhaftes Brot und sehr schönes Obst, des Einsiedlers eignes Erzeugniß, machten das kleine Mahl aus, das ein freundliches und geistvolles Gespräch würzte, und den Offizier noch mehr in seiner vorgefaßten Achtung für den Mann bestärkte, der solche Ansichten in solcher Einsamkeit hegte. Was aber, vereint mit der ganzen Umgebung, diesem Besuche ein noch anziehenderes, fast zauberhaftes Gepräge aufdrückte, war die an das goldene Zeitalter erinnernde Vertraulichkeit, in welcher hier, wie in dem Zufluchtsorte der Unschuld, Thiere und Menschen miteinander lebten. Ein Pudel und eine Katze fraßen ohne Zwist aus einer Schüssel miteinander; als das Mahl geendet war, ließ Bruder Ildephons den Ton einer kleinen Pfeife hören, und gleich darauf kamen von dem nächsten Baume allerley Waldvögel

durch's offene Fenster herein und pickten ohne Furcht die Brosamen auf, die ihnen der Einsiedler hinstreute, ja einige mehr bekanntere hüpften auf seine Hand und nahmen die Mandelkerne weg, die er ihnen anboth.

Verwundert sah La Chartelliere diesem Spiele zu; dann wollte auch er den Vögeln etwas hinreichen, aber sie flatterten scheu empor, wie die fremde Erscheinung sich ihnen näherte und Bruder Ildephons bath ihn mit freundlichem Lächeln, das lieber zu unterlassen, weil die Thierchen nur die Einsiedler, nicht aber die Fremden kennten, und durch ein voreiliges Zugreifen schon manchmahl verschüchtert und auf lange Zeit entfernt worden wären.

Das Mahl war geendet und La Chartelliere, mit Achtung und Wohlwollen gegen seinen Wirth erfüllt, schickte sich an, sich zu beurlauben, als der Einsiedler ihn bath, seinen Besuch zu wiederhohlen. Die Art, wie er's that, zeigte dem jungen Krieger, daß auch er keinen vorübergehenden, oder ungünstigen Eindruck auf seinen neuen Bekannten gemacht haben mußte. Das erfüllte ihn mit großem Vergnügen und er schied höchst zufrieden mit dem festen Vorsatz, bald wieder zu kommen.

Der Jüngling vergaß seines Versprechens nicht. Am andern Tage klomm er schon wieder den Felsensteig hinauf und traf den Einsiedler in seinem Garten arbeitend; denn diese Bewohner des Monserrat bringen ihr Leben nicht in müßiger Ruhe oder unfruchtbaren Andachtsübungen zu. Sie arbeiten fleißig, ja oft angestrengt, tragen des Tages Last und Hitze so gut, wie der Landmann, und wissen den himmelwärts gerichteten Sinn mit nützlicher Beschäftigung vollkommen zu vereinigen. Auch Bruder Ildephons empfing den neuen Bekannten mit Freude, bald rückten ihre Gemüther sich näher, und ihre Herzen öffneten sich gegen einander. Der Gang in die Einsiedeley des heiligen Mannes gehörte bald zur Tagesordnung des jungen Kriegers. Er nahm nach und nach Theil an den unschuldigen Beschäftigungen des Einsiedlers in Garten und Zelle, er pflegte mit ihm seine Pflanzen, wartete seine Bäume und lernte Erdarten mischen, um den Blumen schönere Farben oder besseres Gedeihen zu geben und sich an ihrem Fortkommen und ihrer Schönheit zu freuen. Bald wurde er vertraut mit diesen stillen Wesen, sie bekamen ein höheres Interesse, eine Sprache für sein Herz, und sogar die Vögel, die seines Leh-

rers Tisch besuchten, gewöhnten sich an ihn, und scheuten sich nicht mehr, wenn er ihnen Futter hinstreute, oder zwischen seinen Fingerspitzen both. Eine Ahnung der Ruhe fing an, sich in des Jünglings Herz zu senken, aber der Stachel des gekränkten Ehrgeizes und der Schmerz über so viele zerstörte Hoffnungen hinderten ihre wohlthätige Wirkung, und verzögerten seine volle Genesung.

An regnerischen Tagen, oder wenn La Chartelliere's schwache Gesundheit ihm nicht erlaubte, sich zu ermüden, beschäftigten sie sich im Hause mit Verfertigung von allerley Gartenbedürfnissen, oder Ildephons hohlte auch wohl aus seinem kleinen Büchervorrathe, in welchem der Franzose mit Erstaunen die besten Classiker alter und neuer Zeit in ihren Originalsprachen fand, ein Buch hervor. Dann bewunderte La Chartelliere das rege Jugendfeuer, ja die Begeisterung, in welche sein väterlicher Freund gerieth, wenn er die dichterischen Arbeiten dieser längst hinüber gegangenen Geister mit eben so schönem als richtigem Vortrage las, wie diese stolze Gestalt sich noch stolzer hob, das düstere Auge voll Jugendfeuer strahlte, und ein angenehmes Lächeln die edlen Züge verklärte. Oft schien es in solchen Augenblicken, als ginge eine glänzende Jugend

voll rühmlicher Erinnerungen an der Seele des Einsiedlers vorüber, als wachten Bilder, Gefühle, Wünsche auf, die eine Zeit von beynahe dreyßig Jahren und mancher durchgekämpfte Schmerz nicht ganz zu ersticken vermocht hatten; denn Ildephons brach nicht selten mitten in einer gefühlvollen oder erhabenen Stelle ab, schlug das Buch zu und verließ auf einige Minuten seinen jungen Freund. Wenn er dann wiederkam, zeigten sich in seinem Gesichte Spuren eines schmerzlichen Kampfes, und eine wehmüthige Ruhe machte sich langsam durch sein ganzes Wesen Platz. Für diesen Tag und den nächstfolgenden war dann an keine Lectüre zu denken, Ildephons schien jede solche Berührung als verletzend zu meiden, und den Jüngling lehrten sein feines Gefühl und seine Liebe für Ildephons diese Schmerzen ehren.

So vergingen Wochen, Monathe. Ildephons gewöhnte sich je mehr und mehr an den Gefährten seiner Einsamkeit und seiner Arbeiten, und dachte mit Schauer an den Zeitpunct, wo des Jünglings wiederkehrende Blüthe ihn zu seiner Pflicht zurück rufen würde. Auch in La Chartelliere's Brust regte sich derselbe Gedanke; doch scheute sich Jeder, ihn auszusprechen, und ihre

Herzen schlossen sich in dem wehmüthigen Gefühle der nahen Trennung fester aneinander. Der Jüngling öffnete dem bejahrten Freund seine ganze Seele, er vertraute ihm seine zerstörten Hoffnungen, seinen irre gewordenen Glauben, und schüttete alle seine Klagen in den theilnehmenden Busen aus. Mitleidsvoll hörte ihn Ildephons an, und suchte durch seine Ansichten von der Welt und den Menschen, durch seinen dem Himmel zugewandten Sinn, der ihm das Irdische erst in seinem wahren Licht hatte erkennen lassen, die Seele des jungen Freundes zu stillen, und ihm eine Ahnung von dem tiefen Frieden zu geben, den er nun bereits seit Langem, zwischen diesen dem Himmel näheren Felsen, hoch über dem Treiben und Sorgen der Menschen in unschuldiger Beschäftigung und frommer Gesinnung gefunden hatte. Aber La Chartelliere vermochte diese Ansichten nicht zu fassen, und vor Allem wollte sein gekränktes Ehrgefühl sich durch alle Ermahnungen und Warnungen des Einsiedlers nicht zurechtweisen lassen. Dieser Punct war es, der, wenn alles Übrige zur Ruhe gesprochen schien, allein noch wach und rege, immer wieder den Frieden störte, den Ildephons Umgang und die wiederkehrende Gesundheit in

der Seele des Jünglings zu verbreiten angefangen hatten.

Die schönsten Momente ihres Beysammenseyns waren die Stunden, wenn nach geendeter Tagesarbeit der Einsiedler den Jüngling mit sich auf eine von den Felsenkuppen führte, von welchen aus man eine freye Aussicht über das unten liegende Land bis in's Meer hinaus hatte. Hier breitete ein Kastanienbaum seine breiten Äste über einen moosigen Felsensitz, und hier war des Einsiedlers liebster Platz zu Betrachtungen.

Tief unter ihren Füßen lagen die Wohnplätze der Menschen, Städte und Dörfer zerstreut, der Llobregat schlängelte sein Silberband durch fruchtbare Felder, hier und dort erinnerten Überreste altrömischer und maurischer Denkmähler an eine große Vergangenheit und die eben so ernsten als würdigen Schicksale der Spanier, in der Ferne aber begränzte das unermeßliche Meer die Aussicht, oder ließ vielmehr dem Blicke freyen Raum, sich in der Unendlichkeit zu verlieren. Die Sonne sank, Feuer und Gluth entflammten den abendlichen Himmel und loderten über die leise bewegten Wellen hin, Schiffe erschienen am Horizont und näherten sich, oder verschwanden, Wagen fuhren im Thale, Heer-

den kehrten nach Hause; es war ein Bild voll Leben und Bewegung unter ihnen. Nach und nach verglomm die Gluth, die hellen Farben schwanden, kaum merklich sank die Dämmerung vom heiterblauen Himmel herab, ihr leiser Schleyer dämpfte die grellen Lichter und hüllte die Gegend in magischen Flor. Alles war still in der Natur um sie und unter ihnen, und nun stieg aus den tiefdunkeln Wogen der volle Mond empor, goß unbeschreiblich milde Schimmer auf das ganz beruhigte Land, und färbte alle Gegenstände mit mildem, tief ansprechendem Lichte.

Sieh hier, junger Mensch! sagte der Einsiedler, nachdem er lange in ernsten Betrachtungen da gesessen hatte: Sieh hier ein Bild des menschlichen Lebens und seiner Stimmungen! Das prächtige Farbenspiel ist verschwunden, die Unruhe schweigt, die Bewegung ist stille geworden, sanft und klar schwebt ein milderes, aber darum nicht minder schönes Licht über der Natur, und regt uns tiefer an, und weiset den beruhigten Sinn auf eine Welt außer dieser sichtbaren, auf eine schönere Harmonie und reinere Freuden hin, wovon diese erhabene Nacht mit ihrer Sternenschrift uns einen Vorschmack gibt.

Ja, erwiederte der Jüngling, und ein Seufzer folgte dieser Rede: Ja, die Nacht ist schön! Aber der Tag war es auch, und das Schauspiel des lebendigen Abends übertraf doch an Pracht und Fülle diese ungewisse Beleuchtung.

Ich begreife, erwiederte Ildephons, und bin weit entfernt, dir meine Ansicht aufdringen zu wollen; sie ist die eines Greises, der mit sich und der Welt fertig ist, während du noch mit tausend unbefriedigten Wünschen, wie mit eben so viel Armen, verlangend und fordernd, an ihr hängst. Aber hat sie dir denn gehalten, was sie versprach? Sind die Träume erfüllt worden, die dein jugendliches Herz, wie du mir selbst sagtest, in deinem Vaterlande für eine thatenreiche und dem Wohl der Menschheit gewidmete Zukunft entwarf? Sieh, Jüngling! du hast mein Herz gewonnen, es neigt sich in väterlicher Liebe zu dir, und die alte Jugendwärme, die ich in dieser Einsamkeit längst verloschen glaubte, hat, im Umgang mit dir, sich wieder angefacht. Dein Schicksal ist mir werth geworden. Ich möchte dich so gern glücklich sehen!

La Chartelliere ergriff des Einsiedlers Hand und drückte sie innig, indem ein tiefer Seufzer seiner Brust entfloh.

Du bist nicht glücklich?

Ach nein, ehrwürdiger Vater! Wie könnte ich auch! Ihr kennt mein Geschick, es hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen, seit ich den Boden dieses Landes betreten; ja, noch mehr, was ich hier sah und erfuhr, hat in unseliger Rückwirkung mich auch noch um die freundlichen Erinnerungen aus meinen früheren Jahren gebracht, indem es mich zuerst über Manches ungewiß machte, was mir einst als recht erschienen war.

Darüber, mein Sohn, haben wir schon oft gesprochen, und mich dünkt, es hätte mir gelungen, dich über diesen wichtigsten Punct deiner Lebensansichten zufrieden zu sprechen.

Das dank' ich Euren sanften, frommen Lehren, Eurer Herzenskenntniß, die, wie der Ort, den Ihr bewohnt, weit über das gewöhnliche Treiben des Menschengeschlechts erhoben ist. Ja, ich sehe nicht bloß den Krieg, den wir mit stolzem Muthe begonnen, und so Vieles, was mir einst heilbringend erschienen war, in ganz anderem Lichte; ich bin auch ruhig darüber geworden, und der Pfad, den ich zu verfolgen habe, liegt klar vor mir. Daß aber eben diese Erkenntniß mir das lange Ziel meines Strebens ganz aus den Augen gerückt hat, daß ich um alle

die Kräfte und Anstrengungen betrogen bin, die ich diesem Wahnbild opferte, und daß es mir mit allen jenen Anstrengungen nicht gelungen hat, mich empor zu schwingen und irgend eine Stufe zu erreichen, von welcher aus meine bessere Erkenntniß nützlich wirken und mir das schöne Bewußtseyn segensreicher Thätigkeit verschaffen könnte, das darf mich doch kränken? Was habe ich erreicht, seit den drey Jahren, die ich hier in stäter Lebensgefahr, in der angstvollsten Sorge vor jedem Bissen, jedem Trunk, den mir der bittere Haß der Spanier in Gift verwandeln könnte, zwischen Wunden und Kränkungen aller Art zugebracht habe? Was ich war, als ich Frankreich verließ, bin ich noch — während so viele meiner Kameraden entweder ein schneller Tod ihres Unglücks enthoben, oder das Glück an das schimmernde Ziel ihrer Wünsche geführt hat.

Zerstörte Täuschung! sagte Ildephons, indem sein Blick düster und lange über die weite Meeresfläche hinstarrte. Er schwieg einige Zeit, der Jüngling ebenfalls. In seiner Brust bewegten sich so viele schmerzliche Gefühle, die der beruhigende Umgang mit dem Einsiedler für eine Weile beschwichtigt hatte, und die dieses Gespräch mit allen ihren Stacheln wieder aufweckte.

Zerstörte Täuschung! Geknickte Eitelkeit! hob Ildephons nach einer Weile wieder an: Ja, das ist's, das ist dein Schicksal und das Schicksal aller deiner Brüder, die hier auf diesem Sterne jemahls gelebt haben, noch leben, und leben werden! Du dauerst mich. Heilen kann ich dich nicht, denn ich kann den raschen Lauf deines jugendlichen Blutes nicht hemmen, die Schärfe dieser Gefühle nicht abstumpfen, die dir die Freude fröhlicher, aber auch den Schmerz stechender machen: und wenn ich's könnte, ich wollte es nicht; denn der Mensch soll der Vorsicht nicht vorgreifen. Aber wir haben gestern im Virgil die Stelle gelesen: **Solamen miseris socios habuisse doloris.** Sie enthält eine tiefe, obgleich eine gewöhnliche Wahrheit. Unsere Trennungsstunde naht, du wirst mich nicht oft auf meiner Felsenspitze mehr besuchen. Er drückte bey diesen Worten mit einem leisen Seufzer des Jünglings Hand, und dieser beugte sich, innig bewegt, über dieselbe, und preßte sie an seine Lippen. Eine augenblickliche Stille feyerte die ernste Rührung der beyden Freunde.

Du kennst mich nicht, begann der Einsiedler mit festem Ton: Du würdest von mir scheiden, ohne zu wissen, wer der Mann war, dem du

so manche einsame Stunde verschönt, und über den Abend seines Lebens einen warmen Sonnenblick zurückgeführt hast. Das soll nicht seyn. Du sollst mich kennen lernen, du sollst mein ganzes Leben mit allen seinen Täuschungen, Schwächen und zerstörten Hoffnungen vor dir aufgerollt erblicken, und in das Herz eines Menschen schauen, der, ohne das, was man in der Welt große Unglücksfälle oder harte Schicksale nennt, bloß durch eigene und fremde Schwächen, durch zerstörte Täuschung und gereizte Eitelkeit dahin gekommen ist, in blühendem Mannesalter einer Welt, die ihm keinen Genuß mehr zu biethen hatte, zu entsagen und hier in der Einsamkeit des Monserrat alle seine verlorenen Freuden zu beweinen. Der Mond steigt erst zum Zenith herauf, der Sternenwagen zeigt noch auf mehrere Stunden vor Mitternacht, wir haben Zeit. Höre mich an.

Ich bin in Sevilla von angesehenen, wohlhabenden Ältern geboren. Mein Vater trieb die Rechtswissenschaft mit Erfolg. Was seine unbestechliche Ehrlichkeit ihm manchmahl in Vergleich mit seinen Kameraden schadete, das ersetzten sein eiserner Fleiß und seine ausgebreiteten Erfahrungen. Er hatte nie einen ungerechten Pro-

zeß übernommen, aber er hatte viele verwickelte Streitsachen muthig durchgefochten und manches lange unterdrückte Recht triumphirend in seine alten Ansprüche eingesetzt. Dieß erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Ansehn und Wohlstand wohnten in unserm Hause, und ich, der einzige Sohn solcher Ältern, wurde mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Meine Anlagen entwickelten sich hoffnungsvoll, ich hatte meines Vaters ernsten Muth, mit meiner Mutter weicher Seele vereinigt, geerbt. Zur Rechtswissenschaft, der mich mein Vater widmen wollte, damit ich auf dem Pfade fortschritte, der ihn zu Reichthum und Einfluß geführt hatte, zeigte ich wenig Lust; aber schon in früher Kindheit reizten mich die Klänge der Musen und mit entzückter Seele lauschte ich als Knabe den Gesängen alter und neuer Dichter, welche ich in den Schulen lesen hörte, oder selbst las. Sie entzündeten ein Feuer in meiner Brust, das oft zu meiner Lust und oft zu meiner Qual loderte. Doch nein! Laß mich nicht ungerecht seyn bey der Erinnerung an das schönste und edelste Geschenk, das Gottes Güte in meine Brust gelegt hat! Nie, nie hat die himmlische Gabe mir Unglück bereitet, rein und göttlich, wie ihr Ursprung, hat sie nur dazu ge-

dient, mir die Freuden des Daseyns läuternd, verklärend zu erhöhen, und seine Leiden mit gelassenerm Muthe zu ertragen. Was mir Qualen schuf, war meine oder fremde Schwäche und Thorheit.

Vielleicht ist dir der Nahme des Don Luis de Verunna*) nicht unbekannt. Hier in dieser Abgeschiedenheit, und nachdem seit mehr als zwanzig Jahren die Welt nichts mehr von meinem Daseyn weiß, der Sänger, dessen Lieder sein Vaterland erfreuten, längst verschollen, und sein ehemahliges Wirken nur gleich dem Echo in Klängen, die einst seine Lust und seine Schmerzen ausdrückten, übrig ist, darf ich es ja wohl sagen, daß ich glaube, man habe jenseits der Pyrenäen meinen Nahmen gekannt, und du wirst vielleicht manche meiner Arbeiten gelesen haben, ohne je an die Möglichkeit zu glauben, daß du den längst verloren gegangenen Sänger derselben solltest kennen lernen.

Entzückt fuhr La Chartelliere schon bey der ersten Nennung jenes Nahmens empor, drückte dem Einsiedler seine Freude über diese überra-

*) Es braucht wohl keiner Erinnerung, daß dieser Nahme eben so erdichtet ist, wie die ganze Erzählung.

schende Bekanntschaft aus, und wollte ihm schildern, wie seine Gesänge ihn noch als Knabe begeistert und gerührt hätten; aber der Einsiedler winkte ihm ernst, zu schweigen: Diese Sprache, junger Mensch, diese freudigen Ausdrücke sind mir nicht neu. Ich habe sie vielmahl vernommen, sie waren oft der Ausbruch wahrer Empfindung, noch öfter der Kunstgriff verführerischer Schmeicheley, oder wohl gar boshaften Neides. Daß sie bey dir nur das Erste seyn können, bin ich überzeugt; aber ich glaube dir auch ohnedieß, und so laß es gut seyn!

Meine Abneigung gegen meines Vaters Beruf war diesem sehr unangenehm. Es kostete manchen bittern Streit, in welchem nur meiner Mutter Liebe mich unterstützte; denn mein Vater hatte eine hohe Achtung für seine Wissenschaft. Endlich gab er unsern vereinten Bitten, am meisten der Unmöglichkeit nach, in meinem Kopfe, der voll Bilder und Phantasien war, seine strengen Rechtsbegriffe wurzeln zu machen. Aber, obgleich er uns in diesem Puncte wich, bestand er doch eben so ernst darauf, daß ich mich zu irgend einem öffentlichen Amt geschickt machen sollte; denn bloß der Beschäftigung mit den Musen zu leben, wollte er mir durchaus nicht er-

lauben, weil er in der nothwendigen Beschränkung des Fluges unserer Phantasie eine Art von heilsamen Zaum und ein Gegengewicht gegen die in Unthätigkeit, oder zwecklose Kraftvergeudung ausartende Freyheit eines ganz müßigen Lebens fand. Ich erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, unterwarf mich meines Vaters Willen, und ließ mich an einem Gerichtshof anstellen. Ich arbeitete mit Ernst und Eifer, und gewann mein Geschäft lieb, das mir Muße genug ließ, mich in köstlichen Stunden, die eben, weil sie nicht überflüssig zugemessen waren, mir desto theurer wurden, dem Fluge meiner Phantasie zu überlassen, und, in höhern Räumen mich ergehend, neue Kraft und Lust zu den Pflichten der Wirklichkeit zu sammeln.

Meine dichterischen Arbeiten wurden nach und nach bekannt. Sie gefielen, man suchte mich auf, man zeichnete mich aus. Das Ansehn, der Wohlstand unseres Hauses überhoben mich des drückenden Gefühls irgend einer Clientenschaft, wie der Nothwendigkeit, auf einträglichen Erwerb zu sehen. Ich konnte mich frey bewegen und jedes Lob, jede Aufmerksamkeit als einen süßen Lohn süßerer Mühe hinnehmen. Ich würde unwahr seyn, wenn ich dir nicht gestände, daß mich

dieß Alles sehr vergnügt machte; ich fühlte mich von dem Beyfall meiner Mitbürger geehrt, getragen, und selbst mein ernster Vater mißbilligte nicht mehr die Spiele meiner Muse, denn er sah wohl, daß sie meinen Berufspflichten keinen Eintrag thaten, und die Auszeichnung, die sein Sohn gewann, erfreute sein väterliches Herz.

Bis damahls — ich zählte kaum ein und zwanzig Jahre — waren die Klänge meiner Leyer nur ernsten Dingen geweiht gewesen. Die Geschichte meines Vaterlandes, seine glorreichen Kämpfe für seine Unabhängigkeit gegen Carthago, Rom und die Mauren, die Siege der christlichen Religion über den Mohametanismus, die einzelnen Großthaten meiner Landsleute, welche uns Balladen und Geschichten aufbewahren, hatten den Gegenstand meiner Lieder ausgemacht. Zuweilen auch regte irgend ein Ereigniß jener Zeit, in welcher sich der Streit um Menschen- und Völkerrechte zuerst in den Geistern zu bewegen anfing, meine Einbildungskraft auf; denn, wie viele junge Leute meines Alters, fühlte ich mich von jenen Ideen lebhaft angesprochen, und einige Oden in diesem Sinne, mit Kühnheit gedichtet, erregten viel Aufmerksamkeit. Aber noch hatte die Liebe mein Herz nicht berührt, das nur

dem Vaterland, der Freyheit, der Tugend geweiht schien.

Indessen hatte meine Persönlichkeit eben dadurch Aufsehen erregt. Man war nur noch neugieriger, den jungen Dichter kennen zu lernen, der bey einem nicht ungefälligen Äußeren, bey Erziehung, Weltton und Phantasie, so ganz unempfindlich für sanfte Regungen schien, man zog mich in die Gesellschaften der besseren Häuser, junge Männer aus höheren Ständen schlossen sich freundschaftlich an mich. Selbst einer Lüge oder Schmeicheley unfähig, hielt ich, was man mir sagte, für wahr, und man sagte mir nichts als Gutes und Schönes. Ich sah nicht ein, was man für Ursache dazu haben konnte, wenn man nicht wirklich von meinen Verdiensten überzeugt war, und so gab ich mich der holden Täuschung hin und lebte vergnügte Tage.

Die Herzoginn von Florida kam um diese Zeit mit ihrem Gemahl, der zum Gouverneur von Andalusien ernannt worden war, nach Sevilla. Der Herzog war ein Geschäftsmann; stolz, ernst, pünctlich, und, von wenig Worten, liebte und suchte er keine Gesellschaft. Aber die Herzoginn, eine geborne Französinn, hatte mehr Hang zur Geselligkeit. Noch in reifen Jahren

schön, voll Lebhaftigkeit, voll Geisteskultur, bekannt mit Allem, was ihre und meine Nation im Fache schöner Literatur aufzuweisen hatten, kehrte sie sich nicht viel an die strengere Sitte des Volkes, zu dem sie jetzt gehörte, und eröffnete in ihrem Hause glänzende, gemischte Gesellschaften, wo sich Alles, dem Geburt oder Rang den Zutritt verstatteten, und was auf Geistesbildung Anspruch machte, versammelte. Es stand nicht lange an, so wurde auch ich aufgefordert, mich bey der Herzoginn einführen zu lassen. Sie hatte von mir gehört, sie hatte einige meiner Gedichte gelesen, und ließ mir sagen, sie würde nicht glauben, einheimisch in der Spanischen schönen Literatur zu seyn, wenn ihr die hoffnungsvollste Blume derselben unbekannt wäre.

Ich hatte so viel von der Schönheit und Artigkeit der Herzoginn, von den Cirkeln, die sich bey ihr einfanden, von dem höchst gebildeten Ton, der in ihrem Hause herrschte, gehört, und diese Frau ließ mich, einen Jüngling, der an Geburt und Stand so weit unter ihr stand, der es kaum hätte wagen dürfen, seine Augen zu ihr zu erheben, mit so gütiger Aufforderung um meine Bekanntschaft ersuchen! Ich war ganz trunken vor Freude, erzählte meinen Ältern mein

Glück, kleidete mich an dem zur Vorstellung bestimmten Tag zum ersten Mahle in meinem Leben mit großer Sorgfalt, ließ meines Vaters beste Equipage anspannen, die mir immer noch nicht elegant genug war, und fuhr mit strahlenden Blicken nebst dem jungen Grafen von Elquizar, der mich dort vorstellen sollte, in das Gartenhaus, das der Herzog bewohnte.

Es war ein milder, klarer Frühlingstag. Goldner Schein lag über der Gegend, eben so gestaltete sich die Welt um mich und in mir, und ich werde des Eindruckes, den mir dieser Abend machte, nie vergessen; denn er war auf gewisse Art entscheidend für mein ganzes Leben.

Wir traten in einen mit Geschmack angelegten Garten, in welchem buntfarbige Blumen auf Beeten und Gebüschen die süßesten Düfte verhauchten und die laue Luft mit Balsam erfüllten. Am Ende einer mit dem schönsten Grün bedeckten Wiese, unter dem Schatten einiger Palmen, die ihre langen Blätter majestätisch in den leisen Abendlüften bewegten, saß auf einer von auserlesenen Blumen umgebenen Rasenbank die Herzoginn, von einigen Frauen umringt. Die Schönheit der meisten unter ihnen, der geschmackvolle Anzug, die Lieblichkeit des Abends,

der Umgebungen, Alles trug bey, den zauberhaften Eindruck zu vermehren, dessen mein aufgeregtes Gemüth nur zu empfänglich war. Der Sinn so mancher unserer alten Romanzen von den mauriſchen Schönen und den chriſtlichen Rittern in ihren bezauberten Gärten von Generalif und Alhamra wachte in mir auf, und Manches, was früher spurlos an mir vorüber geglitten war, wurde mir auf einmahl hell und bedeutend.

Meine Eitelkeit wurde auf alle Art angeregt. Man behandelte mich mit Auszeichnung, man zeigte großes Vergnügen an meiner Unterhaltung, das Gespräch kam bald auf meine Gedichte. Die Herzoginn hatte viele gelesen, ich mußte andere, die ihr noch nicht bekannt waren, declamiren. Ich saß den Frauen gegenüber, die Sonne war bereits gesunken, eine leichte Dämmerung überschleyerte die Gegenstände um uns, und verdeckte das zu Blendende ihrer Farben und Gestalten, im nahen Rosengebüsch flötete die Nachtigall. Ich sagte eines meiner, wie ich glaubte, besten Gedichte, eine Elegie am Grabmahl der Scipionen her, dessen Gegenstand die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe war. Kein Laut unterbrach die aufmerksame Stille, mein Auge schweifte von einer reizenden Gestalt

zur andern, und blieb endlich auf einer haften, die ich bisher weniger beachtet hatte, weil sie sich durch nichts vor den andern auszeichnete. Aber jetzt fiel mir ein großes, dunkles Auge, das sich mit feuchtem Glanz, in welchem der letzte Tagesstrahl spielte, zum Himmel empor richtete, eine Haltung, die sonst stolz war, und nur jetzt, vom Gefühl ergriffen, in sich zusammengesunken schien, und edle, wahrhaft römische Formen des Gesichts, auf. Unwillkührlich verweilte mein Blick auf ihr, und bey einer Stelle, wo sich die Betrachtung von der Vergänglichkeit des Irdischen zur ewig bleibenden Schönheit der Tugend erhob, wendete sich jenes dunkle Auge langsam auf mich, blieb mit unbeschreiblichem Ausdruck einen Moment auf mir ruhen, und sank dann, wie das meine ihm begegnete, schnell zu Boden, indem eine flüchtige Purpurgluth die edlen Züge überflog.

Mir ward seltsam zu Muthe, meine Stimme stockte — ich hatte den nächsten Vers vergessen. Jetzt hob sich das schöne Auge von Neuem — und nun — war es um meine ganze Besinnung geschehen. Ich wußte so wenig mehr von dem Ausgang des Gedichts, als ob ich es in meinem Leben nicht gesehen hätte. Die Übrigen merkten

mein Stocken, man sah mich an. Dieß vermehrte meine Verlegenheit, ich erröthete, ich strebte vergebens, mir den Schluß der Elegie zu vergegenwärtigen, mein Gedächtniß war in jenen beyden Blicken der dunkeln Augen untergegangen, und ich mußte mit Beschämung sagen, daß ich's nicht weiter wisse.

Man lachte mit leichten Scherzen über mich, Alles vereinigte sich in tändelnden Spöttereyen über meine Zerstreuung — nur jene Gestalt nicht. Sie schien, wie im Bewußtseyn ihrer Mitschuld, zu schweigen, und ein unendlich süßes Gefühl beschlich mich in diesem Augenblick, denn wir hatten etwas Gemeinschaftliches, wir hatten ein Geheimniß, das die Andern nicht verstanden.

Der Rest des Abends verging bey einer herrlichen Collation, die auf der weit umschauenden Terrasse des Pallastes aufgetragen wurde. Köstliche Früchte in schöngeformten silbernen Schalen, die ausgesuchtesten Weine in englischem Krystallglas perlend, sinnreicher Scherz und Fröhlichkeit, welche die Tafel umkreiseten, machten das Mahl zu einem Götterfest. Elquizar, der, wie ich längst geahnet hatte, der Herzoginn nicht ohne Glück den Hof machte, und jetzt an ihrer Seite saß, schwamm in Vergnügen; nur ich

konnte die allgemeine Luft nicht so theilen, wie ich dieß an den Andern sah, und vielleicht war ich doch der Glücklichste von Allen. Eine neue, mir bisher unbekannte Empfindung hatte sich in mir entzündet, und Alles um mich her und in mir gewann im Wiederschein dieses Lichtes eine andere Farbe.

Auch trug es etwas zur Störung meines Vergnügens bey, daß der Gegenstand dieses neuen Gefühls von mir entfernt saß, und es mir unmöglich wurde, mich mit ihr zu unterreden, ja, kaum ihre Stimme zu hören. Dennoch drang zuweilen ein Silberlaut zu mir herüber, und meine Seele war in meinen Augen und Ohren. Ich war zerstreut, einsylbig, man bemerkte die Veränderung meiner Laune, Elquizar neckte mich damit, die Damen mischten sich in's Gespräch, nur meine Unbekannte schwieg. Aber wenn sie zuweilen das große, dunkle Auge unter dem Schatten langer Wimpern langsam zu mir aufhob, und, was ich sagte, freundlich und aufmerksam zu vernehmen schien, dann war es auch, als öffnete sich mir der Himmel. Die Herzoginn entschied endlich, daß man es mit Dichtern nicht so genau nehmen, und sich immer bescheiden müsse, wenn sie kleine Geistesabwesenheiten hät-

ten, und indeß wir sie mit uns oder ihren Umgebungen beschäftigt glaubten, mit ihren Gedanken in irgend einem andern Stern, oder einer Zauberwelt gewesen wären. Man gab ihr Beyfall, man fragte mich, an was ich denn eben gedacht, welche Götterbilder mir vorgeschwebt hätten? Ich erröthete, ich wollte etwas sagen, das weder ungeschickt noch verrätherisch seyn sollte. In dem Augenblick fiel der Blick der Unbekannten auf mich, eine Purpurgluth überzog auch ihre Wangen, ich selbst erröthete noch mehr. Ich glaubte mein Geheimniß entdeckt, ich verwirrte mich in meinen Reden, man lächelte, man scherzte über mich. Das war das zweyte Mahl an demselben Abend, wo meine Neuheit mich in eine große Verwirrung brachte; aber doch lag eine Süßigkeit in dieser Verwirrung und ein so beglückendes Gefühl in dem Gedanken, daß auch sie meine Verlegenheit getheilt habe, daß ich sehr vergnügt aus der Gesellschaft schied, und Elquizar's Spöttereyen, womit er den Neuling im Umgang mit der vornehmen Welt bey'm Nachhausegehen nicht schonte, geduldig anhörte.

Von ihm erfuhr ich, daß meine Unbekannte Gräfinn Claudia von Luna heiße, daß sie Er-

binn eines bedeutenden Vermögens, eines berühmten Nahmens, seit mehreren Jahren Waise und völlige Herrinn ihrer Hand, aber auch im Rufe eines großen Stolzes oder natürlicher Kälte sey, die sie bey Schönheit und Reichthum ihr drey und zwanzigstes Jahr noch unvermählt hatten erreichen lassen. Übrigens wäre sie eine der gebildetsten Damen von Sevilla, und im Gesang und auf der Laute eine der ersten Künstlerinnen.

Ich wußte genug — genug für meine Liebe, viel zu viel für meine Hoffnungen. Sie waren ganz und gar niedergeschlagen. Wie konnte ich, freylich ein Edelmann, aber vom Mittelstand, ohne Glanz, ohne Ansehen, als das, was der Ruf meines Vaters und ein aufblühendes Talent mir gab, meine Augen zu der Tochter eines der ersten Granden erheben, zu der gefeyerten Schönheit, der bis jetzt so Viele, die ihrem Stand und Vermögen gleich waren, nicht genügt hatten?

Ich kam sehr unglücklich nach Hause. Welche plötzliche, welche umfassende Veränderungen waren seit wenigen Stunden in meinem Innersten vorgegangen? Ich hatte die süßeste Befriedigung meiner Eitelkeit genossen, ein unbekanntes, allmächtiges Gefühl kennen gelernt, mich auf den

Fittigen befriedigten Stolzes und süßer Hoffnung in den Himmel erhoben, und war nun herabgestürzt aus allen meinen Zauberwelten, von der rauhen Wirklichkeit geweckt, und zur Erkenntniß meines Nichts und der Unzulänglichkeit alles dessen, was mir eine Stunde vorher glänzend geschienen hatte, gebracht worden.

Mein jugendlicher Lebensmuth war gebrochen. Ich liebte, und liebte hoffnungslos. Aber, was den Jüngling niederschlug, erhob den Dichter. Meine Leyer tönte neue, bisher nicht versuchte Lieder, die Klagen schüchterner, unerwiederter Liebe, die Schwärmereyen zärtlicher Verzweiflung. Ganz Sevilla erstaunte, den jungen Cato, wie man mich bisher im Scherz genannt hatte, von Liebe singen und aus seinen Liedern ein Gefühl wiederhallen zu hören, das ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war.

Doch es war so, und meine dichterischen Arbeiten verloren nichts dadurch, vielmehr erhielten sie weit allgemeineren und lebhafteren Beyfall. Die Tonkünstler gaben sich Mühe, die Texte, die nun durch tiefes, wahres Gefühl sich unter ihr Gebieth reiheten, mit den schmelzendsten Melodien zu begleiten; einige von diesen Liedern sang ganz Sevilla bey Serenaden, und

mancher zärtliche und glücklichere Liebhaber hauchte in meinen Worten sein Gefühl vor dem Balkon seiner Schönen aus. Niemand aber kannte den Gegenstand meiner eben so treuen als unglücklichen Zärtlichkeit, ja es lag eine Art von Triumph für mich darin, daß Niemand ahnen konnte, welche Gottheit in diesen vielberühmten Gesängen gefeyert wurde. Aus dieser Ursache ließ ich bey manchen, die deutlicheren Bezug auf die Art hatten, wie ich Donna Claudia kennen gelernt, meinen Nahmen gar nicht nennen, und sie liefen in der Stadt umher, ohne daß man den Sänger kannte. Nur sie — sie hätte es wissen, oder doch vermuthen können! dachte ich oft in meinen trüben Stunden. Hatte sie jene Blicke nicht gesehen und zu verstehen geschienen? Hatte sie in jenen unvergeßlichen Momenten nicht meine Verwirrung getheilt? Und doch seit jenem Abend — es waren Wochen darüber hingegangen, und ich hatte sie bey mehreren Besuchen, die ich in der Herzoginn Pallast abstattete, nicht getroffen — seit jenem Abend voll Bedeutung und tiefster Anregung, keine Spur ihres Andenkens! Ich war vergessen — es war klar. Die Herrinn im Sonnenglanze ihrer Geburt, ihres Reichthums, ihrer Reize und Talente war über

den blöden Dichter zu weit erhaben. Der Eindruck, den ich auf sie gemacht zu haben mir in thörichter Verblendung einen Augenblick geschmeichelt hatte, war nichts, als das flüchtige Bild einer gesellschaftlichen frohen Stunde und einer vorübergehenden angenehmen Erscheinung.

So trug ich mein Leid im Stillen mit mir herum, wenig achtend auf die Auszeichnungen, die mir hier und dort wurden, und nur mit Unmuth den Zwang fühlend, den mir manche Einladung, und noch mehr manche Aufforderung auferlegte, dieß oder jenes bey Gelegenheiten, die mich so gar nicht ansprachen, zu dichten. Indessen war Vieles nicht zu vermeiden, wozu mich meine frühere, eitle Lust an derley Dingen verbindlich gemacht hatte, und so mußte ich einer Einladung in das Haus des Präsidenten folgen, bey dessen Tribunal ich angestellt war.

Diese Auszeichnung von einem so stolzen Mann, die keinem seiner jüngern Untergebenen widerfahren war, wurde mir von den Meisten beneidet, so wenig sie in der damahligen Stimmung meiner Seele nach meinem Wunsche war. Ich mußte mich sehr reich kleiden und aussehen, als ob ich über die Ehre entzückt wäre. Diese Heucheley, dieses Clientenaussehen, welches mir

dadurch aufgedrungen wurde, war mir sehr ärgerlich, und so trat ich mit mißmuthiger Miene und so spät als möglich in die hellerleuchteten Säle. Es war große Gesellschaft, an vielen Tischen wurde gespielt, der Präsident empfing mich huldreich, stellte mich seiner Frau vor und führte mich in einen andern Salon, wo die jüngere Welt um ein Clavier versammelt war, und eine Dame so eben zur meisterlich gespielten Laute ein Lied sang, das ich sogleich für eines der meinigen, deren geheimer Gegenstand Donna Claudia war, erkannte. Stelle dir aber meine Bestürzung, meine gänzliche Betäubung vor, als am Schlusse des Liedes, das bis auf einige Tacte zu Ende war, wie ich eintrat, die Sängerinn sich umwandte, und ich Donna Claudia selbst vor mir sah! Ihr konnte die Bestürzung, die ihr Anblick über mein ganzes Wesen verbreitete, nicht unbemerkt bleiben. Aber auch sie schien mir nicht unbefangen; doch grüßte sie mich artig, wie einen werthen Bekannten, und stellte mich einigen ihrer Freundinnen mit so viel sichtbarer Freude, so holder Auszeichnung vor, daß ich vor Seligkeit kaum wußte, wie mir geschah und was ich sagte. Es muß indessen nichts Thörichtes noch Unbedeutendes gewesen seyn, denn Gräfinn

Luna sowohl als der ganze Kreis von Mädchen und jungen Frauen begegnete mir mit sichtlicher Achtung, und man zog mich gleich mitten in's Interesse der Unterhaltung. Man fragte mich, ob ich auch musikalisch sey und ob ich die Lieder kenne, deren Donna Claudia so eben Eines gesungen? Ich fühlte, daß eine glühende Röthe meine Wangen überzog, und Claudia's Blick heftete sich mit wunderbarer Erwartung auf mich. Das Lied ist von mir, sagte ich endlich, nicht ohne Verwirrung; denn es enthielt Erinnerungen und Anspielungen auf jenen unvergeßlichen Abend, und, wenn Donna Claudia sie verstand, ein förmliches Geständniß meiner Liebe für sie. Ihr großes Auge flammte, und sank dann mit lieblicher Verwirrung zu Boden. Kurz, um dich nicht mit langem Irren durch die oft wiederhohlten und dir auch nicht unbekannten Gänge gewöhnlicher Liebesgeschichten, durch alle ihre Seligkeiten und Verzweiflungen durchzuführen, die schöne Gräfinn wußte von diesem Augenblicke an meine Liebe, die sie, wie sie mir selbst nachher in süßen Stunden bey traulichem Gespräch eingestand, am ersten Abende, wo wir uns kennen lernten, geahnet hatte; sie wußte sie, und zürnte nicht darüber. Vielmehr bekam ich nun Gelegenheit,

sie öfter vor Leuten und zuweilen auch in geheim zu sehen. Ich erfuhr, was mich in die Freuden der Himmel entzückte, daß sie mir sehr geneigt war, und daß nur die Furcht vor dem Gerede der Welt sie abhielte, bey der Ungleichheit unserer Verhältnisse meine Huldigungen öffentlich anzunehmen. Geheimniß und Zurückhaltung war Alles, was sie von mir für das Geständniß ihrer Liebe und für die Hoffnung verlangte, einst auch durch heilige Bande mein zu werden, wenn es ihr gelänge, einen mütterlichen Oheim, der sie erzogen, und dem sie viel Dank schuldig war, nach und nach mit unsern Gefühlen und Wünschen bekannt zu machen.

Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt ging mir auf, in ihr strahlte die Liebe und Claudia's Bild wie die Sonne, alle Gegenstände verschönernd und verklärend. Ein frisches Leben schwellte meine Brust, der glückliche Sänger strömte in feurigen Liedern, in wunderbaren und zärtlichen Romanzen die Gluth seines Innern aus, und Claudia sah auf tausenderley Weise ihre Reize gefeyert, hörte die Lieder, die ihre Schönheit priesen, von ganz Sevilla, ja von ganz Spanien wiederhohlen. Zwar durfte dieß nicht so geschehen, daß unser Verständniß der

Welt kund geworden wäre; aber daß Don Luis de Verunna, der junge Dichter, den ganz Spanien liebte und achtete, für sie seufze, daß sie der Gegenstand seiner, wenn auch unerwiederten Liebe sey, das durfte man vermuthen, und so dauerte unser geheimes Verhältniß, mir zur Lust und ihr zum Triumph, einige Monathe ungestört fort.

Bey der Herzoginn, deren offenes, von Gelehrten, Künstlern und geistvollen schönen Frauen vielbesuchtes Haus die beste Gelegenheit dazu both, sahen wir uns oft und ohne Zwang. Hier las ich meine meisten Gedichte vor; diesen kleinen Kreis gebildeter Seelen wünschte und wählte ich zu meinen Richtern. Ich hätte die Herzoginn gern überredet, eine Art von Corte d'amor zu stiften und die Gaya Sciencia recht ordentlich, wie in den Zeiten der Provenzalen und Troubadours vor ihrem Richterstuhl verhandeln zu lassen. Mein Herz war so froh, meine Sinne so offen, und in dieser Freudigkeit gewahrte meine von Jugend, Eitelkeit und Liebe geblendete Seele nicht, wie schon überall Neid, Mißgunst, Klatschereyen sich gegen mich zu erheben anfingen. Hatte ich doch den Leuten nichts Übels gewollt, hatte ich doch willig jedes fremde Ver-

dienst erkannt und oft beygetragen, eines geltend zu machen, das sich für sich allein nicht Platz machen konnte! Warum sollte man mich hassen? Warum sollte, was mir Gutes widerfuhr, nicht mir selbst gelten?

Eine kleine Demüthigung erfuhr ich in dieser Zeit, indem ich bald nach jener überraschenden Einladung zu dem Präsidenten von seinem Secretär ersucht wurde, ein Schauspiel für seine Kinder zu dichten, das an seinem Geburtstage aufgeführt werden sollte. Darum also war mir jene Ehre geworden! Das war der Grund einer Auszeichnung, die mir den Neid so manches Collegen zuwege gebracht hatte! Man hatte mir geschmeichelt, weil man Etwas von mir wollte. Gekränkte Eitelkeit! Zerstörte Täuschung! Es schlug mich in etwas nieder, es machte mir obendrein eine verdrießliche Mühe; doch ich konnte es nicht versagen, und war zu glücklich, um mich davon verstimmen zu lassen. Das war der Anfang. Nach und nach zeigten sich mehr dunkle Seiten meines Schicksals und der liebliche Sonnenschein meines Glücks wurde durch manchen trüben Nebel entstellt. Ich fühlte deutlich, wie Scheelsucht und Bosheit mir Hindernisse in den Weg legten, wie man mir

auflauerte, meine Handlungen mißdeutete, meine Arbeiten herunterzusetzen, mich selbst zu verlästern suchte. Sogar unter meinen Jugendfreunden erkalteten mir einige Herzen, die es nicht vermochten, neben dem mehr gesuchten Gefährten in unbeachteter Dämmerung hinzuschreiten, und der heftigste Tadel, oder wenigstens die geringste Meinung kam mir meist von Seite derjenigen, die ich, weil ich ihnen herzlich gut war, für die entschiedensten, ja partheyischsten Freunde meiner Muse gehalten hatte. Das war von ihrer Seite gekränkte Eitelkeit, auf der meinigen wurde eine liebliche Täuschung zerstört.

Aber es war mir noch viel Schmerzlicheres vorbehalten. Der Herzoginn Bruder, ein Marquis d'Abbeville, wurde seit einiger Zeit erwartet. Der Ruf verkündete ihn als einen jungen, höchst interessanten Mann, der mit allen Vorzügen der Geburt, der Schönheit und des Reichthums einen mehr als gewöhnlichen Grad von Kunstfertigkeit in der Musik und Mahlerey besitzen, und sich überhaupt vor allen jungen Cavalieren vortheilhaft auszeichnen sollte. Es war an einem der fröhlichen Abende bey der Herzoginn, wo eine nicht zahlreiche, aber gewählte Gesellschaft sich in ihrem Garten versammelt hatte.

Die Gräfinn von Luna war gegenwärtig, und ich Glücklicher saß neben ihr, hörte sie mit ihrer Silberstimme sprechen, und verstand allein manche Beziehung, die in ihren sinnvollen Worten lag und die auf unser geheimes Verhältniß zielte. Da entstand im Pallaste Bewegung, die Diener liefen hin und her, und plötzlich trat ein Mann in den Garten, auf den die Herzoginn mit dem Freudengeschrey: Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! zueilte. Sie führte ihn sogleich zu uns. Es war ein schöner Mann von etwa dreyßig Jahren, mittelmäßig groß, stark, blühend. Aus dem feingeformten, lebendigen Gesichte strahlte ein Paar feuriger Augen, die wie Blitze von einem Gegenstand zum andern zuckten, jeden zu durchdringen und bey keinem zu verweilen schienen. Er wußte, daß er schön war und gefiel. Das sprach sich in der Sicherheit seines Benehmens und in dem Ton aus, den er gegen die Damen annahm. Sehr schnell kam die Rede auf seine Talente. Er sprach mit jener hinwerfenden Gleichgültigkeit davon, die das Genie characterisiren sollte. Man ging in den Saal, um ihn am Pianoforte Französische Lieder singen zu hören. Seine Stimme war schön, rührend sogar, sein Vortrag etwas geziert, die Melodien echt

französisch. Doch machte die Art, wie er sang, und vor Allem der Wohllaut seiner Kehle, daß man sie für Meisterstücke hielt. Die Musik war von ihm; das ließ er mehr errathen, als wissen. Er erfuhr, daß Donna Claudia sänge und die Laute spiele. Nun ruhete er nicht, bis er sie gehört hatte. Sie trug einige Italienische Canzonetten mit viel Lieblichkeit und Geschmack vor. Der Marquis schien bezaubert. Nun forderte die Herzoginn eines meiner Lieder. Mir war das sehr unangenehm, ich wußte nicht recht, warum, aber ich konnte es nicht hindern. Es war eine meiner gelungensten Romanzen, die Gräfinn sang sie meisterlich, der Marquis gerieth in Entzücken über ihren Vortrag; des Textes wurde nicht erwähnt, obwohl der Marquis Spanisch verstand, und man ihm gesagt hatte, wer der Dichter wäre. Meine Eitelkeit war gekränkt, doch ich betrachtete den Marquis als einen Gecken, wie sie damahls häufig über die Pyrenäen zu uns kamen, und rächte mich durch Nichtachtung wegen seiner Gleichgültigkeit.

Der ganze Abend und der Marquis sammt seinen Anmaßungen wurden indeß bald von mir vergessen. Wir begegneten uns nicht mehr, und ich weiß noch nicht, war es die Herzoginn, oder

Donna Claudia, welche zwey Männer, die nicht wohl neben einander stehen konnten, klug von einander zu halten verstand. Ich war noch stets glücklich in Claudia's Liebe, und harrte still der Zeit entgegen, wo es ihrer treuen Zärtlichkeit gelungen haben würde, die Einwilligung des Oheims zu ihrer Verbindung mit einem Manne zu erhalten, der ihr zwar keine ebenmäßige Geburt, aber einen geachteten Nahmen, einen unbescholtenen Character und ein bedeutendes Vermögen anzubiethen hatte. So schien mir die Schale unseres Werthes nicht so ganz ungleich zu stehen, und ich ertrug immer unwilliger die Heimlichkeit, zu der sie meine Leidenschaft verdammte.

Der Marquis war vorher in Madrid gewesen. Wir hörten von dem blendenden Erfolg, den seine Erscheinung überall hatte, daß der König und besonders die Königinn ihn auszeichneten, und der Friedensfürst ihn mit unruhigen Augen zu betrachten angefangen hatte. Hier hatte nicht bloß sein musicalisches Talent Aufsehen gemacht, er war als Kunstkenner in der Mahlerey, ja, als einer der glücklichsten Dilettanten aufgetreten. Er hatte die Ehre gehabt, die beyden Majestäten zu mahlen, und wer vom besten Ton

und der höchsten Eleganz seyn wollte, mußte eine Zeichnung, ein Blättchen von der Hand des hohen Künstlers besitzen, oder gar von ihm in Miniatur gemahlt worden seyn.

Hier in Sevilla begann bald dasselbe Spiel. Abbeville wurde der Mann des Tages. Alle Gesellschaften stritten sich um ihn, er hätte den Einladungen, die ihm gemacht wurden, nicht genügen können, und wenn seine Tage gleich jener Nacht, die Herkules das Daseyn gab, um's dreyfache wären verlängert worden. Auch erschien er jetzt oft bey seiner Schwester, und war vorzüglich um Donna Claudia beschäftigt.

Ich sah das wohl, aber eine nähere Kenntniß des Marquis hatte mich bald überzeugt, daß all' sein Thun Flitter und ihm nur daran gelegen war, Aufsehen zu erregen. Ja, ich war durch zufällige Umstände dahinter gekommen, daß bey Weitem nicht Alles, was er für seine Arbeit ausgab, wirklich von ihm herrühre, und daß er im Grunde in jeder Hinsicht ein mittelmäßiges Geschöpf war. So glaubte ich ihn nicht fürchten zu dürfen; denn ich war von Claudia's uneigennütziger Liebe zu mir überzeugt, und der Gedanke, daß ja nichts als das Bewußtseyn der vollkommenen Übereinstimmung unserer Gemüther sie

vermocht haben konnte, sich bey der Verbindung mit mir über so Manches hinauszusetzen, endlich die Achtung für ihren Character, dem ich mit jedem Zweifel ein unverzeihliches Unrecht zu thun glaubte, schlug jede eifersüchtige Aufwallung nieder, und hieß mich über Vieles, was mir nach und nach auffiel, mit schonendem Schweigen hinweggehen. Du siehst, lieber Freund, daß ich noch sehr jung, sehr unschuldig, sehr verliebt und ganz neu in der Welt war.

Allmählich indeß wurden diese Gelegenheiten häufiger, der Marquis wendete sich auffallender an Claudien, sie nahm seine Huldigungen mit sichtbarem Wohlgefallen auf, es kam mir sogar vor, als ob meine Gegenwart sie drücke, als ob sie manchmahl eine Veranlassung herbeyzuführen gewußt hätte, die mich von den Abenden bey der Herzoginn abhielt, und auch unseren heimlichen Zusammenkünften legte sich bald dort, bald da ein Hinderniß in den Weg, so, daß sie immer seltner Statt hatten.

Jetzt war es mir nicht mehr möglich, das Alles gelassen zu ertragen, und obwohl mein Stolz mich abhielt, Claudien Vorwürfe zu machen, hatten jene Bemerkungen doch Einfluß auf mein Benehmen gegen sie, und ich erwartete,

daß sie diese Veränderung bemerken sollte. Aber sie blieb sich gleich, zärtlich, wenn sie sich unbemerkt wußte, vor der Welt freundlich und achtungsvoll, und während dessen schienen der Marquis und sie sich immer näher zu kommen. Es liefen Romanzen, Sonette, Madrigale herum, die er, von ihren Reizen entzückt, für sie gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Für sie hatte er eine Reihe Ansichten aus den Pyrenäen gezeichnet, und sie sollten, mit ihrem Nahmen geschmückt, nächstens in London gestochen werden. Man sprach in Sevilla ziemlich laut von diesem neuen Verhältnisse, und ich hielt es nicht länger für anständig, dazu zu schweigen.

Offen und gerade stellte ich Claudien zur Rede. Sie schien erstaunt über meine Vorwürfe, sie wußte sich über Alles zu rechtfertigen, von Allem mir voll genügende Ursache anzugeben. Ich mußte verstummen — und wer, der geliebt hat, wird es mir verdenken, wenn ich ihr glaubte, wenn heiße Liebe und jugendliche Eitelkeit mich überredeten, für wahr zu halten, was ich, ohne zu verzweifeln, nicht verwerfen konnte? Ach, die süße Beruhigung währte nicht lange. Meine Zweifel erhoben sich wieder, sie wußte neue Gründe, sie zu stillen. So schleppte sich

unser Verhältniß noch einen Monath hin, als eines Tages mein Vater, dem ich wohl nie ein Geheimniß aus meiner Liebe für die Gräfinn, aber wohl auf ihr Geheiß aus ihrer Neigung für mich gemacht hatte, mit jener Miene nach Hause kam, die ich an ihm kannte, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren war, oder er uns dergleichen anzukündigen hatte. Er rief die Mutter bey Seite. Sie sprachen lange und angelegen. Endlich wurde ich gerufen, und nach einigen einleitenden Redensarten wurde ich befragt, ob ich schon die Neuigkeit gehört habe, die eben heute bey dem Gouverneur als vollkommen gewiß bekannt gemacht wurde, nähmlich, die Vermählung zwischen dem Bruder der Herzoginn, Marquis von Abbeville und der Gräfinn von Luna.

Ich erstarrte, und wußte einige Augenblicke nicht, wie mir geschah. Mein Äußeres mußte die Zeichen völliger Ohnmacht an sich tragen; denn ich fühlte, wie mein Vater seinen Arm um mich schlug, die Mutter einen Stuhl herbeyzog, und Beyde sich bemühten, mich in's Bewußtseyn zurückzurufen. Ich mußte eine Weile geschehen lassen, was ich zu hindern unfähig war; aber wie meine Besinnung und Sprache wiederkamen, stand ich, noch schwankend, auf, drückte

meiner Ältern Hände zitternd an meine Brust, sagte leise: Lassen Sie mir Zeit! und verließ das Zimmer.

Nach einigen Stunden ward ich mir meiner selbst wieder bewußt. Ich lag auf meinem Bette, es war gegen Abend, meine gute Mutter stand weinend an meiner Seite. Mein Gott, Luis! sagte sie: Welche Angst hast du mir gemacht! Sie erzählte mir, daß bald darauf, nachdem ich von ihr weggegangen, mein Bedienter sie gerufen habe, weil ich in völliger Geistesabwesenheit, ohne ihn, oder irgend etwas um mich zu erkennen, auf meinem Bette gelegen, und nur zuweilen unzusammenhängende Worte mit furchtbarem Tone hervorgestossen hätte. So hätte der Zustand eine Weile gewährt, dann sey ich still geworden und in eine Art von Betäubung verfallen, während der sie mit höchster Angst mich beobachtet und mein Erwachen erwartet habe.

Ich fühlte mich unbeschreiblich matt. Ich war mir bewußt; aber Gedanken und Gefühle gingen undeutlich und wie hinter einem trüben Schleyer im Hintergrunde meiner Seele vorüber. Noch jetzt ist mir dieser Zustand sehr deutlich im Gedächtnisse, er war der Vorbothe einer langen und schweren Krankheit, die zwischen gänzlicher

Erschöpfung und Geistesabwesenheit wechselte. Je heißer ich geliebt, je unbedingter ich vertraut hatte, je tiefer war mein Innerstes zerrissen. Ich litt viel. Meine Eitelkeit, meine Unbesonnenheit hatten diese Züchtigung verdient; aber daß ich meinen theuern Ältern so viel Kummer machte, das quälte mich damahls und erfüllt mich jetzt noch mit Wehmuth, wenn ich mir die zärtliche Angst, die sorgliche Pflege denke, mit der sie Beyde über mir wachten.

Endlich genas ich langsam. Meine thörichte Leidenschaft für Claudien war in dem Bewußtseyn ihrer Falschheit und den Leiden meiner langen Krankheit untergegangen, und Alles, was ich jetzt mit unverblendetem, ja, mit durch Unmuth geschärftem Blicke fand, wenn ich über unser Verhältniß, seinen Anfang und Fortgang nachdachte, Alles, was ich von Andern über Donna Claudia und ihre Heirath hörte, zeigte mir deutlich, daß nie meine Art zu denken und zu fühlen, sondern bloß mein Ruf als beliebter Dichter ihre Aufmerksamkeit und dann den Vorsatz in ihr erregt hatte, meine Huldigungen anzunehmen und durch meine Liebe zu glänzen. Mit einem Worte, es war ihre Eitelkeit gewesen, die mich ihr wichtig, und den Jüngling, auf

den die Augen seiner Vaterstadt sahen, auch in den ihrigen liebenswürdig gemacht hatte. Es schmeichelte ihr, durch meine Gesänge gefeyert und als Gegenstand der Liebe eines hoffnungsvollen Dichters ebenfalls genannt und gerühmt zu werden. Doch hatte sie sich klug ihre Freyheit zu bewahren und sich vor jeder nachtheiligen Verpflichtung gegen mich zu hüthen gewußt. Jetzt erschien der Marquis. Dieser Verehrer war, wo nicht besser, doch noch glänzender, ihre Eitelkeit fand ihre Rechnung noch viel mehr dabey, und es war mir ein Beweis der Oberflächlichkeit ihres Wesens, daß sie die Flitterkünste dieses Menschen nicht für das, was sie waren, erkannt, und sich vom Scheine hatte hinreißen lassen.

Der schöne Traum meiner ersten, reinen Liebe zu einem edlen, schönen Mädchen, das im Sonnenglanze der Tugend und Schönheit, wie ein Bild aus himmlischen Höhen, verklärt vor mir gestanden hatte, zerrann, meine Eitelkeit senkte den verbrannten Fittig, ich war tief, tief gedemüthigt, und theils dieß unangenehme Gefühl, theils körperliche Verstimmung machten mir lange Zeit selbst die Beschäftigung mit den Musen widrig.

Was mir das erste frohe Gefühl gab, war die Nachricht, daß Donna Claudia während meiner langen Krankheit ihre Vermählung vollzogen habe, und mit ihrem Gemahl nach Paris gegangen sey. So war ich doch sicher, ihr nicht mehr zu begegnen, und ich konnte nun mit freyem Muthe daran denken, dem Rath meines Arztes zu folgen, der mir auszugehen und mich zu zerstreuen befahl.

Ich that das Erste; vom Zweyten konnte keine Rede seyn. Mein Schmerz begleitete mich allenthalben, die Erinnerung an meine Verblendung verließ mich nicht, und würde sich im Geräusche der grossen Welt, wo Alles mir jene Auftritte zurückrufen mußte, nur geschärft haben. Ich blieb unter meinen Kameraden, ich besuchte ihre Gesellschaften, ihre Clubbs, in denen eben damahls die ersten Ideen von Freyheit, Menschenrecht und constitutioneller Verfassung sich zu regen anfingen, die uns, wie der Marquis, von Paris zugekommen waren. Alle helleren Köpfe, alle aufstrebenden Gemüther glühten davon auf. Ich hätte kein Dichter seyn, keine so erregbare Phantasie besitzen müssen, wenn nicht auch mich die Schönheit dieser Ideen gereizt hätte. Ich sah eine neugestaltete Zukunft vor mir, ei-

nen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, eine Veredlung des Menschengeschlechts, die meiner jugendlichen Phantasie mit eben dem Sonnenglanz, wie früher das Bild der Geliebten, vorschwebte. Ich umfaßte auch dieß mit glühender Liebe und warmem Herzen. Ihm wollte ich, da jenes mir entschwebt war, alle meine Kräfte weihen. Bald machte meine Begeisterung sich Raum in dem Schwarm meiner Kameraden, bald sahen ihre Augen nur auf den Sänger, der mit hinreißender Wärme und dem Zauber der Musen seine Gemählde von dem künftigen Zustand der Menschheit entwarf, und mit unbesorgter Kühnheit alle Berge ebnete, alle Klüfte ausfüllte, die sich uns auf unserem Wege zum glänzenden Ziele entgegen setzen konnten. Ich stand an der Spitze, ich hielt ihnen Reden, ich entwarf Constitutionen, Gesetze u. s. w. Bey Weitem der größte Theil unserer Gesellschaft bestand aus Bürgerlichen, doch gab es auch einige jüngere Söhne großer Häuser unter uns, die bey dem Umsturze der gegenwärtigen Einrichtungen nur gewinnen konnten. Ein solcher war Graf Elquizar, eben der, der mich bey der Herzoginn eingeführt hatte. Er war mir schon längst in freundschaftlicher Wärme geneigt gewesen, ein gleiches

Interesse hatte uns in jenes Haus gezogen, wir vertrauten einander unsere Wünsche. Nun vereinte uns wieder die gleiche Neigung, wir sahen uns oft, wir theilten uns abermahls unsere Plane mit, und schwärmten in Aussichten einer überseligen Zukunft, die, unserem Vaterlande zu verschaffen, das Werk unserer Anstrengungen und Aufopferungen seyn sollte. Willig wollten wir auf jedes angestammte Vorrecht Verzicht leisten, willig uns Allen gleichstellen und nur von Verdienst und Fähigkeit die Vorzüge erwarten, die uns vor unsern Mitbürgern auszeichnen sollten.

In jugendlicher Begeisterung hatte ich über diesen Gegenstand eine Abhandlung, oder vielmehr eine emphatische Rede geschrieben, die ich, so wie sie fertig war, meinem Freunde Elquizar vorlas. Sie machte den lebhaftesten Eindruck auf ihn, er bath mich um die Erlaubniß, sie abschreiben zu dürfen, und als er damit zu Ende war, brachte er nach manchem Umschweif die Bitte vor, ob ich ihm diesen Aufsatz nicht ganz zum Eigenthum schenken, das heißt, ihm meine Autorrechte darüber abtreten und einwilligen wollte, daß er sie für sein Werk ausgäbe. Mir kam der Antrag etwas sonderbar vor; aber ich

liebte Elquizar und es kam mir auf einen Aufsatz nicht an. So überließ ich ihm denselben, und händigte ihm auch mein Concept ein, um mich aus der Möglichkeit zu setzen, einmahl vielleicht durch Versehen diesen kleinen Betrug zu verrathen.

Dieser Aufsatz wurde unter uns vorgelesen und mit Beyfall angehört. Elquizar theilte ihn noch einigen seiner Freunde mit, die mit dem Hof und den obersten Gewalten in Verbindung standen, und von denen er sich bey unsern vorhabenden Reformen viel versprach; endlich sollte er sogar, obgleich außer Landes, gedruckt werden.

Ich ließ die Sache gehen, wie Elquizar wollte. Meine Vaterrechte hatte ich ihm einmahl übertragen; so bekümmerte mich das Schicksal des Aufsatzes nicht mehr, besonders, da eben um diese Zeit eine ganz andere und viel drückendere Sorge alle meine Seelenkräfte in Anspruch nahm. Mein geliebter Vater erkrankte schwer, der Ausspruch des Arztes gab uns wenig Hoffnung, Jahre und angestrengte Arbeiten hatten seine Kräfte herabgebracht, nach einem Krankenlager von zwey Monathen starb er mit der Heiterkeit eines Gerechten, und der Standhaftigkeit eines Christen in meinen und meiner Mutter Armen, der mit dem verehrten Gemahl, dem

treuen Gefährten auf der langen Erdenpilgerfahrt, das Licht und die Freude ihres Lebens erloſch.

Wir beyden Verwaiſten blieben einander zum Troſt und Schmerz zurück, aber das Vorrecht der Jugend behauptete ſich bey mir in ſchnellerem Aufrichten aus der Tiefe des Kummers. Ich konnte meine Aufmerkſamkeit wieder auf Dinge außer mir richten, meinen Geſchäften nachgehen, und in dem Umgange meiner Freunde einige Zerſtreuung finden, während die Mutter ſchwermüthig blieb, und ihre Kränklichkeit mich auch für ihr Leben beſorgt machte.

Um dieſe Zeit ſtarb in Cordua ein gewiſſer Don Caraffa, der vor einigen Jahren eine nahe Anverwandte meiner Mutter geheirathet hatte. Er war ein angeſehener Kaufmann und ſchon hoch in Jahren geweſen, als er das achtzehnjährige Mädchen wählte, das ihm nebſt einer angenehmen Geſtalt nur ſeine Tugend und Häuslichkeit zur Morgengabe brachte. Meine Mutter hatte wegen dieſer Ungleichheit des Alters die Heirath nicht gern geſehen, und dem Vormund des Mädchens deßwegen ernſtlich geſchrieben; aber es fiel weit beſſer aus, als ſie dachte. Donna Maria's reines Gemüth ſchloß ſich in kindli-

cher Dankbarkeit an den väterlichen Gemahl, und lebte vergnügt an seiner Seite.

Ein unvorzusehendes Unglück, der Sturz einiger Handelshäuser in Amsterdam, mit denen er Geschäfte hatte, riß ihn in den Untergang, und am Ende eines thätigen, ehrenvollen Lebens sah der Greis sich dem Mangel und dem Elend Preis gegeben. Er vermochte es nicht, diesen Gedanken zu ertragen, er legte sich hin, und acht Tage nach dem Empfang jener schrecklichen Nachricht war Donna Maria ihres Gemahls und ihres Vermögens beraubt.

Da entstand bey meiner Mutter der Gedanke, diese Witwe zu sich zu nehmen, deren Unglück sie ihrem Herzen näher brachte, und deren Lage einer Unterstützung so sehr bedurfte. Zugleich sollte sie ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschafterinn und Pflegerinn seyn, da mich meine Geschäfte den größten Theil des Tages außer dem Hause hielten. Sie sprach mit mir darüber. Ich war mit Allem zufrieden, was meiner Mutter irgend eine Erleichterung verschaffen konnte. Es wurde an Donna Maria geschrieben, der dieses Anerbiethen in ihrer gänzlichen Verlassenheit wie eine Bothschaft vom Himmel kam, und ungefähr zwey

Monathe nach Don Caraffa's Tode bezog seine Witwe unser Haus.

Ich hatte sie früher ein Paar Mahl gesehen, aber nie recht betrachtet; so erregte sie auch jetzt nichts weiter, als mein inniges Mitleid, wie sie, ein Bild des tiefsten Grames, ganz farblos, mit verfallenen Zügen, aus denen nur die großen, dunkeln Augen wehmüthig blickten, in langes Trauergewand gehüllt, in unser Zimmer trat.

Die häuslichen Veränderungen waren bald gemacht, und Alles fügte sich leicht in ein angenehmes Geleise. Donna Maria nahm meiner Mutter nach und nach alle Haus- und Wirthschaftsgeschäfte ab, sie leistete ihr Gesellschaft, sie las ihr vor, sie machte Abends ein Spielchen mit ihr. Meine Mutter war bey ihr an die Stelle des greisen verstorbenen Gemahls getreten. Besuche wurden wenige angenommen, noch weniger erwiedert, der Geschmack beyder Frauen, die in ihrer stillen Trauer sich gern auf sich selbst beschränkten, traf trotz des Unterschiedes der Jahre hierin zusammen, und so ging die Haushaltung ihren stillen Gang fort.

Ich sah Donna Maria nur beym Essen, und wir blieben einander freundlich, aber fremd. Sie war nicht von vielen Worten, und mich beschäf-

tigten die Angelegenheiten jenseits der Pyrenäen, die allmählich anfingen, eine sehr häßliche Gestalt zu bekommen, so sehr, daß mir außer meinen Geschäften nicht viel in der Welt bedeutend schien. Das schöne Ideal bürgerlicher Freyheit und eines erhöhten Zustandes der Menschheit umschleyerte sich nach und nach mit immer trüberen Nebeln, die aus dem Sumpfe gährender Leidenschaften und dem unreinen Treiben einer in Sittenverderbniß versunkenen Nation emporstiegen. Eine düstere Ahnung, daß wir in unsern Ansichten geirrt hätten und eine erhebende Täuschung auf's Grausamste zerstört werden würde, bemächtigte sich meiner Brust, und so wie diese Verstimmung wuchs, war es mir endlich nicht mehr möglich, meine Freunde viel zu besuchen. Ich fürchtete ihre Nachrichten, ihre Ansichten, ich bebte vor jeder Neuigkeit, die mein schönes Bild wieder eines seiner Reize berauben, vor irgend einer, die es wohl ganz in den Staub stürzen würde. Mir ward das Gerede, das Hin- und Herwenden ihrer Beobachtungen und Streitfragen, so manches unlautere Streben, das sich offenbarte, verletzend. Ich konnte nicht mehr, wie vordem, mit freyer Brust und begeisterter Seele zu ihnen sprechen. So erschien ich immer seltner

unter ihnen, besonders, da Elquizar seit einigen Monathen nach Madrid gegangen war, wo er eine Stelle am Hofe suchte — auf seines Vaters Geheiß, wie er sagte; mir schien es aber, als ob der Glanz des Thrones, trotz aller philosophischen Ansichten, doch ziemlich viel Reiz für dieses Gemüth habe, und so konnte ich zwar von ihm mit etwas leichterem Herzen, aber mit desto schwererem von der Idee scheiden, die ich früher mir von ihm entworfen hatte. Seine Eitelkeit hatte eine schöne Täuschung in mir zerstört.

Wenn ich mit meinen Geschäften fertig war, ging ich nun meist gleich nach Hause und arbeitete eine Weile auf meinem Zimmer an einer Art von Heldengedicht, das ich Pelayo nennen, und in welchem ich, unter dem Bild jenes Aufstrebens des unterdrückten Rechts gegen fremde Anmaßungen, wie er, aus den biscajischen Gebirgen mit seiner kleinen Schaar hervorbrechend, der erste Anstoß und die mächtige Ursache der Vertreibung der Mauren und der Befreyung seines Vaterlandes ward, meine Gedanken über die jetzige Lage der Dinge und meine Ansichten von der wahren eigentlichen Freyheit der Völker darstellen wollte. Ich hatte den Gedanken mit Liebe empfangen und genährt, und ein Paar

Gesänge, die bereits fertig waren, hatten, was nicht immer der Fall mit meinen Arbeiten war, mich selbst zufrieden gestellt.

Hatte ich mich müde und meinen Kopf heiß gearbeitet, dann ging ich zu meiner Mutter hinüber, und brachte den Rest des Abends damit zu, daß ich entweder mit ihr und Donna Maria Karten spielte, oder dieser, deren Augen ohnedieß vom Weinen gelitten hatten, die Mühe des Vorlesens gern abnahm. Allmählich brachte ich auch einige Veränderung in die Art der Lectüre. Statt Reisebeschreibungen, Zeitungen, oder irgend einem schalen Romane machte ich die Frauen mit den besten Producten unserer älteren und neueren Dichter bekannt, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie meine Mutter durch die Klänge der Musen noch lebendig angeregt wurde, und aus Donna Maria's Zügen durch den Schleyer des Grames eine stille Freude glänzte. Manchmahl auch lohnten sympathetische Thränen den begeisterten Vorleser, wenn das Unglück und der Starkmuth des Standhaften Prinzen ihre zarten Herzen ansprach, oder die Andacht zum Kreuze noch aus dem Grabe heraus dem reuigen Sünder Vergebung erwirkte. Diese Lebensart fing an, mir sehr lieb zu

werden. Ich gewöhnte mich an diesen stillen Gang meiner Stunden, an die häusliche Ruhe, und was ich vorher aus einer Art von Noth gewählt hatte, ward mir nach und nach lieb. Auch sah ich wohl, wie froh ich meine gute Mutter durch diese kleinen Zerstreuungen machte, wie sie wieder heiterer, theilnehmender zu werden begann, und auch auf Donna Maria's Wangen ein zarter Anhauch jugendlicher Frische zurückkehrte. Sie blieb zwar immer still, aber sie äußerte sich nun öfter, und Alles, was sie sagte oder that, trug das Gepräge eines schönen, geordneten Gemüths und eines richtigen Verstandes. Ich konnte mir keine bessere Gesellschaft wünschen. Hier war ich sicher, nicht mißverstanden, nicht verletzt, nicht beneidet zu werden; hier konnte ich mich offen geben, wie ich war, und gewiß seyn, in eben dem Sinne aufgenommen zu werden.

Ich zog mich daher immer mehr von meinen Kameraden zurück, und als jetzt die Gräuel des zehnten Augusts und die Mordscenen des ersten und zweyten Septembers bekannt wurden, da stürzte mein Idol zusammen, und schaudernd wandte ich mich von dem blutbefleckten Ungeheuer ab, das die verbrecherische Rotte statt des

Götterbildes wahrer Freyheit auf Thron und Altar gesetzt hatte.

Aber diese Veränderung ging nicht vorbey, ohne einen tiefen, schmerzlichen Riß in meinem Innern zu hinterlassen. Ein zweytes himmlisches Bild hatte sich als Trug und Täuschung gezeigt. Alle alten Schmerzen wachten wieder auf. In einer seltsamen, an Tollheit gränzenden Verwirrung verwechselte meine Phantasie in den unruhigen Träumen jener Nächte Donna Claudia mit meinem Ideal einer höheren Menschheit, die Begriffe, die Bilder flossen untereinander, so, daß ich sie oft beym Erwachen nicht zu sondern vermochte. Fieberhitze und Erschöpfung waren die Folgen solcher Träume, ich fühlte mich krank, und beschloß, nach dem Rathe eines Arztes, den ich auf das Bitten meiner Mutter befragt hatte, eine Reise in unsere nördlichen Provinzen zu einem Bruder meines Vaters zu machen, der in Bilbao lebte, und zugleich an Ort und Stelle die Localnotizen zu meinem Heldengedichte zu sammeln.

Noch denselben Abend, wo ich am Morgen im Nachhausegehen von meinem Arzte diesen Plan entworfen hatte, theilte ich ihn meiner Mutter mit. Sie erschrack zwar im ersten Au-

genblick, denn die Trennung von mir kam ihr schmerzlich vor; aber sie sah die Nothwendigkeit einer Zerstreuung für mich ein, dessen Übel sie hauptsächlich dem vielen Sitzen und Studieren zuschrieb. Donna Maria schwieg ganz, sie nähte emsig fort, es befremdete mich, sie, die bereits seit langer Zeit ein so bedeutender Theil unseres kleinen Haushalts und bey jeder Verhandlung um ihre Stimme gefragt worden war, bey dieser doch nicht unwichtigen Veränderung sich ganz gleichgültig verhalten zu sehen. Ich blickte sie daher scharf an, und wollte eben den Mund öffnen, um mich mit einer Frage um ihre Meinung an sie zu wenden, als ich zwey große Thränen aus ihren dunkeln Augenwimpern zittern und auf ihre Arbeit fallen sah. Wie zwey glühende Tropfen fielen sie in mein Herz, das Wort erstarb mir auf den Lippen, meine Blicke blieben starr an diesen umschatteten durch Thränen schimmernden Augen hängen, und ich glaubte zu bemerken, daß ihre Finger zitterten, wie sie die Nadel führte. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl verbreitete sich durch mein Innerstes. Ich brach das Gespräch von der Reise ab, ich suchte durch allerley bedeutende oder muntere Gegenstände den Trübsinn dieser schönen Seele zu erheitern. Vergebens.

Sie blieb niedergeschlagen und schweigend, sie entfernte sich bald darauf und kam nur erst zum Abendessen wieder. Hier saß sie mir gerade gegenüber, und hier bemerkte ich zum ersten Mahl, wie fein und edel ihre Züge waren, welcher seelenvolle Ausdruck in dem großen, halbbeschatteten Auge lag, wenn sie es zuweilen im Gespräch zu mir erhob, und mit einem Blick voll Wehmuth wieder senkte.

Der Plan zur Reise war entworfen, meine Mutter sprach einige Mahl davon, und dachte auch daran, Anstalten zu treffen, indem sie mein Weißzeug und meine Garderobe zu durchsuchen anfing. Aber nun überfiel mich jedes Mahl, wenn dieses Vorhabens, oder meines Oheims in Bilbao, oder auch nur meines Heldengedichtes gedacht wurde, ein unangenehmes Gefühl, das mir wie eine böse Ahnung vorkam. Es thaten sich allerley Hindernisse hervor, ich sollte eben nicht dazu kommen, und nach und nach ließen auch jene bösen Zufälle, die wilden Träume, die fieberische Erhitzung nach, die zuerst die Veranlassung aller dieser Bewegungen gewesen waren.

Eine stille Heiterkeit breitete sich über mein ganzes Wesen aus, wie ich sie seit der glücklichen Zeit vor meiner ersten Bekanntschaft im Hause

der Herzoginn nicht mehr empfunden hatte. Die gräßlichen Auftritte in Frankreich hatten mir einen Abscheu vor aller Politik beygebracht, mein holdes Traumbild war in Blut und Graus versunken, ich hielt die entnervte Menschheit keiner solchen Veredlung fähig, weil sie keiner würdig war, ich gab alle Plane und Reformen als Chimären einer jugendlichen, unerfahrnen Phantasie auf, und bemühte mich ordentlich, so viel es anging, nichts mehr davon zu hören. Auch meinen Pelayo ließ ich in dieser Stimmung liegen, und meine Leyer ertönte wieder von sanften Gefühlen, von dem Glück der Freundschaft, den Reizen der Natur, und jenen frommen, strengen Gegenständen, die im Anfang meiner dichterischen Laufbahn mich begeistert hatten. Von der Reise war keine Rede mehr; aber ich erbath mir von meinem Chef Urlaub auf einige Monathe, um meine Gesundheit wieder herzustellen, und beredete meine Mutter, diese Zeit mit mir und Donna Maria auf dem Landgute eines meiner Freunde, das dieser nicht bewohnte und mir gern überließ, in den reizenden Gebirgen von Andalusien zuzubringen, wo die Sagen der Vorzeit, die Erinnerungen an die Tage der Mauren, jene Tage voll Liebe, Heldenruhm und Gesang noch,

wie mich dünkte, um diese Felsen, um diese von Palmen beschatteten Auen schwebten.

O welche schöne Zeit lebte ich hier! Meine Dichtergabe blühte in einem nie gekannten Feuer auf, ich dichtete viel, und Besseres als sonst, und Donna Maria war die Hörerinn und sinnige Richterinn meiner Gesänge. Tausend zarte Fäden spannen sich hier zwischen unsern Herzen hin und wieder. Wir nannten es Freundschaft, Achtung, und es war die reinste, innigste Liebe, die meine gute Mutter mit Freuden wachsen sah, und ihren frommen Segen darauf legte. Ein unbedeutender Zufall, eine von den tausend Kleinigkeiten, die nur dem Liebenden wichtig sind, schlug plötzlich den hellen Funken aus unsern Seelen. Wir fühlten und gestanden uns unsere Liebe. Ich sprach mit meiner Mutter, sie war es gar wohl zufrieden, und so bath ich Donna Maria um ihre Hand, die sie mir holderröthend versprach, und unser Hochzeitfest war auf die Zeit unserer Rückkehr nach Sevilla bestimmt.

Bey diesen Worten hielt der Einsiedler inne. Sein glänzendes Auge erhob sich zum Himmel, der helle Stern der Lyra spiegelte sich in seinem klaren Dunkel, eine heilige, wehmüthige Erinnerung schien den alten Dichter zu durchbeben,

seine Hände falteten sich, eine augenblickliche Stille feyerte die ernste Rührung.

O, was ist der Mensch und seine Freuden! begann der Eremit nach einer Pause: Und wie recht hat der englische Dichter, der tiefsinnige Sänger der Nächte, wenn er behauptet, daß der Raupe zerbrechlichster Faden ein Seil sey, im Vergleich mit den Banden, die den Menschen an seine irdische Seligkeit knüpfen! In der Seligkeit meiner Liebe und meines künftigen Glückes hatte ich die Welt mit allen ihren Angelegenheiten aus den Augen verloren. Zwar bekam ich zuweilen Briefe von meinen Freunden, und lernte daraus, wie der Abscheu vor Allem, was Demokrat hieß, seit den letzten Auftritten in Frankreich, zu einer unbeschreiblichen Höhe gestiegen sey, und wie der Verdacht, zu dieser Partey zu gehören, oder ihre Grundsätze zu lieben, bey Hofe, bey'm Adel und vorzüglich in den Augen der Geistlichkeit hinreichend sey, den Ruf eines Menschen zu beflecken, und ihn mitten auf allen seinen Bahnen zu Ruhm und Glück aufzuhalten. Ich hörte es, und fand es, wenn schon ein Bischen zu weit getrieben, doch natürlich; aber ich war fern davon, irgend eine Beziehung auf mein Schicksal zu ahnen, besonders,

da ich in der letzten Zeit mich laut und öffentlich von dieser Partey losgesagt, alle meine Verbindungen mit meinen Bekannten in Frankreich abgebrochen, und somit mich von allen Seiten gesichert zu haben glaubte.

Es war gegen den Herbst zu, in einer stürmischen Nacht, die nach einem schönen, stillen Abend, im Freyen mit meiner Braut genossen, sich plötzlich umwölkt und mit Gewitterwolken verfinstert hatte, als von einer seltsamen Unruhe das ganze Schloß lebendig ward. Ich hörte im Hofe gehen, und vielstimmig aber leise sprechen. Lichter bewegten sich hin und wieder, endlich kam das Geräusch näher, man war an meiner Thür. Ein ungestümes Pochen bewog mich, aus dem Bette zu springen, und den unartigen Störer zur Ruhe zu weisen. Die Thür ging auf. Ein Commissär des Gerichtshofes, welcher über die Staatsverbrecher erkennt, und den ich früher oft gesprochen hatte, von einigen Mann Wache begleitet, stand vor mir. Ich kann nicht sagen, daß ich erschrak; denn bey dem ruhigen Bewußtseyn meiner Unschuld war ein Irrthum in der Person mein erster Gedanke. Ich stand im Begriff, mich deßhalb mit meiner Frage an ihn zu wenden; aber der düstre Blick, den der

redliche Mann auf mich heftete, brachte mich zuerst ein wenig außer Fassung. Endlich setzte er den Hut, den eine Bewegung natürlicher Höflichkeit ihn bey meinem Anblick hatte abnehmen machen, wieder auf, und sagte mit finsterem Tone: Don Luis de Verunna! Im Nahmen des Königs sind Sie mein Gefangener!

Ich erstarrte — aber ich begriff noch nichts. Ich wollte fragen. Ich hoffe, Sie sind unschuldig, fiel er mir ein, und dann wird sich ein unseliger Irrthum von selbst aufklären. Bis dahin darf ich Ihnen auf keine Ihrer Fragen antworten. Jetzt haben Sie die Güte, sich anzuziehen; ich werde indeß Ihre Schriften in Empfang nehmen. Wo ist der Schlüssel zum Secretär? Ich reichte ihm denselben mechanisch — ich wußte nicht, wie mir geschah.

Der Commissär trat an den Schrank, mit Hülfe von ein Paar Unterbeamten war bald Alles geordnet und gepackt. Ich sah schweigend zu, und in meinem Kopf bewegten sich tausend verworrene Vorstellungen, was denn wohl Veranlassung zu dieser unglaublichen Verhaftung gegeben haben konnte. Als der Commissär fertig war, wandte er sich zu mir: Ist es Ihnen gefällig? Aber ich stand noch im Nachtkleide. Ich

soll Ihnen folgen? rief ich, aus meiner Betäubung erwacht: Und jetzt? Und gleich? Gott! Meine Mutter! Maria! Ich sank auf einen Stuhl. Ein unendlicher Schmerz erhob sich in mir, ich dachte nur die beyden Theuren und die Wirkung, die dieser schreckliche Zufall auf sie haben mußte. Aber der Augenblick war dringend, meine Unschuld gab mir Kraft, ich stand gefaßt auf, klingelte meinem Kammerdiener, zog mich schnell an, und fragte dann den Commissär, ob es mir erlaubt wäre, mich von meiner Familie zu beurlauben? Er stand einen Augenblick an, dann sagte er mit milder Güte: Warum nicht? Nur muß ich bitten, daß es in meinem Beyseyn geschehe. Dawider konnte und wollte ich nichts einwenden. Heimlichkeiten hatte ich nicht zu vertrauen, und der biedere Mann war es werth, Zeuge der schmerzlichen Ergießungen unschuldiger Herzen zu seyn.

Ich schrieb einen offenen Zettel an Marien, der sie auf die bestmöglichste Art mit dem Vorfall bekannt machen, und mir die Erlaubniß erwirken sollte, sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu sehen. Zehen Minuten darauf meldete man mir, sie erwarte uns im Speisesaal. Der Commissär begleitete mich. Wie bleich, wie zitternd

sie war, wie sie mit der höchsten Anstrengung sich aufrecht zu halten strebte, um das noch Schmerzlichere zu thun, und meine Mutter vorzubereiten, der sie den Trost des letzten Abschiedes von ihrem Sohne zu entziehen sich ein Gewissen gemacht hätte, das, Jüngling, und was ich empfand, welche Momente meiner in den Armen, unter den Segnungen einer geliebten, hochbetagten Mutter erwarteten — das sage dir dein Herz! Ich kann es nicht!

Der Einsiedler hielt hier wieder und sehr lange inne. Jetzt spiegelten sich die Sterne in den Thränen, die seinen Augen bey diesen Erinnerungen entquollen, und lange hernach erst vermochte er zu reden.

Auf dem Wege von unserem Landsitze bis nach Sevilla, und von da nach Madrid erfuhr ich durch den Commissär, der mich mit Mitleid und Achtung behandelte, so viel, daß ich wegen revolutionärer Gesinnungen angeklagt und verhaftet sey. Ich und Revolutionär! So sehr mich die Art der Anklage in dieser trüben Zeit des gegenseitigen Mißtrauens und der Parteyenerbitterung erschreckte, so beruhigte mich doch das Bewußtseyn meiner Unschuld, und die Beweise meiner, seit dem Umschwung der Dinge in Frank-

reich ganz geänderten Gesinnung, die, aus meinen Papieren vorzulegen, mir nicht schwer seyn sollte.

Es kam Alles ganz anders. Mein Empfang in Madrid war schon unglückweissagend, mein Gefängniß war streng, beynahe hart, und Wochen vergingen, ehe ich nur die Wohlthat eines Verhörs erlangte. Was ich aber hier hörte, erhellte auf einmahl wie ein Blitz die Nacht, die mein Schicksal umgab, zeigte mir das Hoffnungslose meiner Lage und drückte zugleich noch den schmerzlichen Stachel verrathener Freundschaft, mißbrauchten Vertrauens in mein ohnehin tief verwundetes Herz.

Erinnerst du dich noch, daß ich dir von einem Aufsatze sagte, den ich in jener Zeit jugendlicher Begeisterung für das Ideal der Menschenveredlung entworfen, und dem Grafen Elquizar, der sich meinen Freund nannte, und es wohl auch damahls war, auf seine Bitten abgetreten hatte? Ich hatte den Aufsatz längst vergessen, denn es waren mehr als drey Jahre darüber hingegangen. Wahrscheinlich dachte Elquizar seiner, und der Folgen, die er haben konnte, bey der Schuldlosigkeit seiner eigentlichen Tendenz auch nicht mehr. Aber Elquizar suchte, wie ich dir

ebenfalls erzählt habe, eine Bedienstung am Hofe. Er war von guter Familie, von tadellosen Sitten, nicht ohne Geschicklichkeit, und mangelte daher keines gerechten Anspruchs an die Stelle, bey der er zu seinem Unglück nur gar zu viele Mitwerber fand.

Elquizar's Erscheinung in den Schranken erschreckte die Nebenbuhler. Man suchte ihn zu verleumden. Es wollte nicht gelingen; denn in Rücksicht des äußeren Betragens war ihm mit Recht kein Vorwurf zu machen. Da spielte ein unseliges Ungefähr einem von ihnen jenen Aufsatz in die Hand, den Elquizar's Eitelkeit, nicht zufrieden, ihn seinen Freunden mitzutheilen, außer Landes hatte drucken lassen, um ihn schneller zu verbreiten. Sogleich wurde er dem Minister, der über die Vergebung jener Stelle zu entscheiden hatte, überreicht, und seiner Einsicht das Urtheil überlassen, ob ein Mensch, der solche Grundsätze hege, diese, oder überhaupt eine Bedienstung in dem Reiche zu erhalten fähig sey? Der Minister stutzte. Elquizar war ihm werth, er ließ ihn rufen und stellte ihn zur Rede, und hier — o, laß den milden Schleyer auf einer Handlung ruhen, den reifes Nachdenken, genauere Kenntniß des menschlichen Herzens, und

endlich zwanzig Jahre stiller Abgeschiedenheit von dem Weltgeräusche darüber gebreitet haben! Genug, der rechte Verfasser wurde bekannt. Mein Manuscript, das noch in Elquizar's Händen war, zeugte wider mich. Der Graf kam mit einem Verweise und einer ernsten Warnung, sich nie wieder in solche Verbindungen einzulassen, davon, und erhielt bald darauf die gewünschte Stelle.

Es wäre mir nicht schwer gewesen, mich so gut als Elquizar von der Last eines längst begangenen Fehlers zu reinigen, indem ich seit mehr als zwey Jahren allen Verbindungen democratischer Art, sowohl in als außer meinem Vaterlande, entsagt hatte; aber ich — der Mensch, der mit seinem Wissen und Willen nie, auch nur einen Wurm gekränkt, der sich von jeher beflissen hatte, rechtlich und offen mit Jedermann zu handeln — ich hatte Feinde, und zwar sehr hämische, sehr bittere! Mein unglückliches Talent war Schuld daran. Es gab Leute, die ich nie beleidigt hatte, die ich kaum kannte, die es mir aber nicht verzeihen konnten, daß ich Etwas besser verstand als sie, und dieß Etwas gerade ein freyes, durch keinen Fleiß, kein Gold zu erwerbendes Geschenk des Himmels war. Unter den

höheren Beamten des Senats selbst, der über meine Sache zu sprechen hatte, befand sich ein unglücklicher Dichter, der früher manchen Versuch gemacht hatte, die unschuldigen Spiele meiner Muse wo nicht zu verdunkeln, doch etwas Gleiches hervorzubringen. Es gelang ihm nicht. Er wurde ein würdiger Rechtsgelehrter, aber er blieb ein schlechter Dichter. Dieser Mensch haßte mich, als ob meine Gedichte eben so viele Satyren auf ihn gewesen wären. Er fand bald Andere, die sich ihm in gleicher feindseligen Meinung beygesellten, ohne auch nur einen Grund für ihren Neid und Haß anführen zu können. Man durchstöberte meine Papiere, um Gegenstände zur Anklage zu finden, und brachte endlich mein angefangenes Heldengedicht Pelayo hervor, in welchem man deutlich unter den Mauriſchen Fürsten das Königthum und den Adel, unter den unterdrückten Spaniern, die das fremde Joch abzuschütteln suchten, das Volk, oder die sogenannten Democraten, und endlich sogar unter einigen Figuren von abergläubischen, zauberhaften Derwischen und niederträchtigen Fakirs, welche der Plan meines Heldengedichts mich gerade zu brauchen nöthigte, ein Bild unserer Geistlichkeit sehen wollte. So zielte man auf nichts

Geringeres, als mich vollends zu verderben, indem man mich der Inquisition verdächtig machen, und wo möglich meine Sache in die Hände dieses geistlichen Tribunals spielen wollte. Aber was diese bösen Menschen zu meinem Unglück ersonnen hatten, wurde mir eben zur ersten Quelle des Trostes, und endlich der Rettung.

Der würdige Bischof, der damahls das Amt des Großinquisitors bekleidete, hatte früher zwar nicht mich persönlich, aber einige meiner Arbeiten gekannt. Die Liebe für's Gute, der Sinn für Religion und höheres Streben, der in den Meisten derselben lag — das darf ich wohl jetzt, ohne Furcht, mißverstanden zu werden, sagen — hatten das Herz des redlichen Priesters dem unbekannten Jüngling geneigt gemacht. Er erschrack, als man ihn von meinem vermeinten Verbrechen unterrichtete. Es war ihm unmöglich, an eine solche Herzensverderbtheit bey einem Menschen zu glauben, der einst so fromm zu fühlen geschienen hatte. Er ließ sich die Acten bringen, er las den Aufsatz, und endlich das Heldengedicht. Er erkannte in jenem die Irrthümer jugendlicher Schwärmerey, die dem welterfahrnen Manne oft vorgekommen waren, und er fand Zurechtweisung und strenge Warnung nöthig; in mei-

nem Pelayo aber konnte er nun einmahl das Gift nicht finden, welches meine Feinde herauszusuchen sich bestrebt hatten. Vielmehr gewann die dichterische Wärme, womit ich die Empfindungen und Klagen der unterdrückten, um ihre Kirchen, um ihren Gottesdienst gebrachten Christen schilderte, und die Höhe, auf welcher das wahre Christenthum in dem Gedichte erschien, mir seine ganze Zuneigung wieder. Er erklärte bestimmt, ein junger Mensch, der solche Grundsätze habe, könne unmöglich ein Religionsspötter oder Feind des Vaterlandes seyn. Dieser Ausspruch schlug die Hoffnungen meiner Gegner nieder, und wirkte überhaupt günstig auf den Gang der Untersuchung. Den Einflisterungen persönlicher Gehässigkeit und neidischer Eitelkeit wurde der freye Spielraum genommen, der würdige Bischof nahm sich auch ferner des unterdrückten Sängers an, er sprach mit dem Minister, endlich mit dem Könige selbst. Man übergab die Acten andern Räthen, und meine Unschuld wurde endlich nach zwey Jahren enger, schwerer Haft, welche nur das Mitleid des Inquisitors und die Rücksicht auf meine ganz zerstörte Gesundheit gegen das Ende etwas gemildert hatten, öffentlich anerkannt, mein Adel, mein Vermögen,

nach welchem die Raubgier schon ihre Hände ausgestreckt hatte, nur meine Stelle nicht, mir wiedergegeben, weil man es doch bedenklich fand, einem Menschen, der wenigstens einst so gedacht hatte, wie jener Aufsatz bezeugte, ein öffentliches Amt zu geben.

Man kündigte mir meine Lossprechung an, die mir eben so unerwartet kam, als zwey Jahre zuvor meine Gefangennehmung. Aber wie schnell gewöhnt sich des Menschen Herz an's Gute! Der erste Gebrauch, den ich von meiner wiedererlangten Freyheit machte, war, eine Staffette nach Sevilla abzusenden, die meinen Geliebten die frohe Nachricht bringen, und die lange gedrückten Gemüther auf meine Ankunft vorbereiten sollte. Doch erlaubte mein heißes Verlangen, nach so langer Zeit zu wissen, wie es meinen Lieben ginge, von denen man mir geflissentlich jede Nachricht vorenthalten, und mich in der grausamsten Ungewißheit über ihr Schicksal gelassen hatte, diese brennende Ungeduld erlaubte mir nicht, weder die Rückkunft des Bothen zu erwarten, noch auf meine körperliche Schwäche Rücksicht zu nehmen. Sobald ich meinen Kerker verlassen durfte, bestellte ich Postpferde, nahm einen jungen Menschen, den ich während der

Zeit meiner Einkerkerung als eine gute, mitleidige Seele kennen gelernt hatte, zum Bedienten an, und folgte meinem Bothen.

Ich beobachtete nur aus Schonung für meine Lieben die einzige Vorsicht, daß ich mich auf den Stationen genau nach diesem Bothen erkundigte, und so erfuhr, daß er richtig überall einen Tagmarsch vor mir voraus hatte. Das hielt ich für hinreichend, um der Überraschung alles Gefährliche zu benehmen, und so langte ich endlich vor meinem Hause an. Ein unheimliches Gefühl ergriff mich, als ich alle Jalousien festgeschlossen und das Thor gesperrt fand. Ich schellte. Eine unbekannte Gestalt öffnete mir, eine Magd, die ich mich nie gesehen zu haben erinnerte. Wohnt nicht Donna Miguela de Verunna hier? fragte ich mit steigender Bangigkeit.

Seyd Ihr so fremd in Sevilla, antwortete die Person, daß Ihr nicht wisset, daß Donna Miguela bereits seit zwey Jahren begraben ist?

Diese Worte waren genug, nach so viel Leiden, nach der Erschöpfung einer überaus schnellen Reise mir das Bewußtseyn und die Macht über mich selbst zu rauben. Mein Bedienter und die Fremde brachten mich in ein Gemach neben dem Thorweg, und bemüheten sich lange vergeb-

lich, mich in's Leben zurückzurufen. Ich erwachte endlich, und der Schmerz um meine gute, geliebte Mutter war das erste Gefühl, an dem ich meines Bewußtseyns inne wurde. Kaum hatte ich noch den Muth, nach Donna Maria zu fragen. Sie lebte, aber sie hatte sich in's Kloster der Clarisserinnen zurückgezogen, und man sagte mir, daß es vergeblich seyn würde, heute noch einen Versuch zu machen, um sie zu sprechen, weil so spät Niemand, am wenigsten ein Mann, in das Sprachzimmer gelassen würde. Also Nonne! rief ich: Und auch verloren! Auch auf ewig entrissen!

Die Magd wußte mir nichts zu sagen; aber ihr Gebiether trat in dem Augenblicke ein, mein guter, alter Stallmeister Diego. Er erkannte mich mit Mühe, weinend warf er sich mir zu Füßen, weinend küßte er meine Hände, und von ihm erfuhr ich die Geschichte meines ganzen Unglücks.

Schrecken und Schmerz hatten bey meiner Gefangennehmung verderblich auf die Gesundheit meiner hochbetagten Mutter gewirkt. Ein Schlagfluß rührte sie wenige Tage nach meiner Entfernung, und raubte ihr wohlthätig mit der Besinnung die Erinnerung an ihr Unglück. In

diesem Zustande, zwischen Leben und Tod schwebend, brachte sie noch ein Paar Wochen zu, während welcher Donna Maria, ihr gebrochenes Herz zu Stärke und Selbstbeherrschung aufrufend, der theuern Kranken alle Pflicht und Liebe einer Tochter erwies. Endlich lösete der Tod das schwache Band, das den Geist der Kranken noch an die irdische Hülle fesselte, und sobald die nöthigsten Geschäfte in Ordnung gebracht, für mein Haus und mein zurückgelassenes Vermögen auf's Beste gesorgt war, übergab Maria die Aufsicht über Alles dem treuen, alten Diener, sie selbst aber zog sich in das Kloster der Clarisserinnen zurück, dessen Abtissinn eine Jugendfreundinn von ihr war, fest entschlossen, die Entscheidung meines und ihres Geschicks in dieser heiligen Zufluchtsstätte zu erwarten, und, wenn sie ungünstig ausfiele, sie auch für dieß Leben nicht wieder zu verlassen.

So stand Alles eine Weile, Sennor! fuhr der treue Alte fort, und Donna Maria gab sich alle ersinnliche Mühe, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, oder Ihnen welche von uns zukommen zu machen. Sie trug mir dasselbe auf, ja, sie sendete mich selbst zwey Mahl nach Madrid. Es war vergeblich, und Alles, was ich von mei-

ner zweyten Reise vor einigen Monathen zurückbrachte, war die Todesbothschaft, daß Ihre Sache dem Inquisitionsgericht übergeben sey. Nun entzog sich Donna Maria jede Hoffnung, sie machte eine Art Testament, schrieb mir meine Verhaltungsregeln vor, wenn man Beschlag auf Ihr Vermögen legen sollte, und bereitete sich, den Schleyer zu nehmen.

Und es ist geschehen? rief ich trostlos in halbem Wahnsinn, faßte den treuen Alten, und schüttelte ihn.

Noch bis jetzt nicht! antwortete er, sich ehrerbiethig von mir losmachend: Es fehlen noch mehr als sieben Monathe am Probejahr, und es ist immer noch Zeit —

O, habe Dank, habe Dank, mein Freund! rief ich, und umarmte den Alten, indem die erste Thräne erleichternd aus meinen Augen stürzte, und meine gepreßte Brust das erste Mahl frey aufathmete. Diego bath mich, den Ungestüm meiner Regungen zu mäßigen, mich heut noch ruhig zu halten; morgen wolle er, sobald das Kloster geöffnet werde, Donna Maria meine Anwesenheit melden, und mich sodann gleich zu ihr führen, weil das heut durchaus nicht mehr anginge.

Ich mußte mich zufrieden geben. Diego ließ indeß durch seine Frau und Magd mein ehemahliges Zimmer in Stand setzen, daß ich es für diese Nacht bewohnen konnte, und ich mußte sein Gast bey einer kleinen Abendmahlzeit seyn. Ach großer Gott! Wie mir da zu Muthe war, als ich, wie ein Fremdling in dem ausgestorbenen, ganz leeren Hause meiner guten Ältern, dem Schauplatz ihrer Tugenden, meiner unschuldigen Freuden, später meiner seligsten Stunden mich wieder fand! Diego's Gesellschaft, der einzigen befreundeten Seele, war mir eine Art von Trost; doch sendete ich ihn bald weg, durchirrte mit dem Lichte in der Hand die leeren, wiederhallenden Gemächer, wallfahrtete zu jeder Stelle theurer Erinnerung, und schäme mich nicht, dir zu gestehen, daß ich diese ganze Nacht in heißen Thränen zubrachte, die durch die frohe Aussicht, meine geliebte Braut zu sehen, nach dem, was ich von dem Zustande ihrer Gesundheit gehört hatte, nur wenig gestillt wurden.

Endlich graute der Morgen. Diego brachte mir das Frühstück, und schickte sich an, in's Kloster zu gehen. Jetzt schlug mein Herz das erste Mahl mit freudigem Gefühl; denn nun nahte

die Stunde, und, wie kränklich, wie gebeugt die Geliebte auch seyn mochte, der Hauch der zärtlichsten Liebe sollte diese gesunkene Blume wieder beleben, und durch die Pflege der sorglichsten Treue wieder Kraft und Jugendfrische in dieß zerstörte Wesen strömen.

Ich schildere dir nicht, wie ich die Stunde bis zu Diego's Wiederkunft zubrachte. Meine Seele war nicht eigentlich bey mir. Ich fühlte mein Daseyn nur an meiner Sehnsucht. Endlich kam er, endlich betrat ich das Sprachzimmer, und, von der Äbtissinn geleitet, sank die Braut, nicht mehr des Himmels, sondern des beglückten Geliebten, in meine Arme. O, welches Wiedersehen!

Die Freude desselben, so gut Diego und die treue Freundschaft der Abtissinn die arme Leidende vorbereitet zu haben glaubten, wirkte doch nachtheilig auf Marien. Zwar erhohlte sie sich wieder, zwar willigte sie auf mein ungestümes Bitten, auf das Zureden der Abtissinn selbst, darein, ihren Entschluß aufzugeben, und die theuren Fäden, die sie einst an mich und die

Welt gebunden, wieder anzuknüpfen; aber ihre Blüthe, ihr Lebensmuth kamen nicht wieder.

Sie wurde meine Gattinn, sie folgte mir aus dem Kloster in die Welt. Nicht ganz ein volles Jahr sah ich sie an meiner Seite hinwelken. Alles, was die ängstliche Liebe, was die Wissenschaft der Ärzte erfinden und vorschreiben, und eine rücksichtslose Freygebigkeit herbeyschaffen konnte, Alles wurde angewandt. Mit inniger Liebe, mit unendlich zarter Dankbarkeit nahm Maria Alles dieß an, und vergalt meine Sorge mit einer wahrhaft kindlichen Hingebung; aber es schien, als ob diese durch so viele Schrecken und lange getragenen Gram aufgeriebenen Kräfte sich nicht mehr sammeln könnten, und die einmahl dem Himmel bestimmte Braut kein irdisches Eigenthum mehr seyn dürfte. Zehn Monathe, nachdem ich meine Freyheit wieder erhalten hatte, und im achten unserer Vermählung verschied sie sanft in meinen Armen. Der Engel kehrte zum Himmel zurück.

Ildephons schwieg, und der Jüngling störte durch keine vorlauten Worte die stille Todtenfeyer. Endlich begann der Einsiedler wieder.

Mein Lebenslauf war beschlossen. Die Welt war mir eine Wüste, von Ungeheuern bewohnt, die, nur sich und ihre unlauteren Zwecke kennend, sich kein Bedenken machten, das Glück, die Ehre, das Leben ihrer Nebenmenschen, ja ihrer Freunde ihren Absichten zu opfern. Alles ekelte mich an, Alles war mir verhaßt, und eine heftige, oft unleidliche Sehnsucht nach Marien, nach meinen guten Ältern, diesen einzigen Wesen, die mir auf dieser Erde der Liebe und Achtung würdig schienen, hätte mich mehr als ein Mahl zu einem Verbrechen reizen können, das ich in ruhigen Stunden als eines der größten verabscheute, wenn nicht eine tiefe Religiosität mich davor bewahrt, und Gott sich in dieser meiner irdischen Verlassenheit als gütiger Vater an mir bewiesen hätte.

An den Trostgründen der Religion, an dem festen Glauben an Gottes weise und heilige Weltregierung, richtete sich mein gebeugter Geist auf. Die göttliche Gnade erleuchtete den Verzagenden, ich faßte wieder Muth und Lebensfähigkeit. Meine Ansichten von der Welt und dem Treiben der Menschen blieben im Grunde dieselben, nur verloren sie die grellen Farben, womit

mein erster Schmerz sie begleitet hatte. Es waren nicht mehr Ungeheuer, die eine von Gott schön geschaffene Welt zum Schauplatz ihrer Verbrechen, und dadurch zu einem Jammerthale machten; aber es waren schwache Geschöpfe, in Wahn, Eitelkeit und Irrthümern befangen, sich und Andere in trostlosem Wirbel ewig wiederkehrender Thorheit umhertreibend. Ich haßte sie nicht mehr, aber sie ekelten mich an, und ich rettete mich hierher auf diese stillen Höhen, die schon früher dem dichtenden Jüngling oft in der Verklärung religiöser Stille und Erhabenheit vorgeschwebt hatten, und in denen der Mann endlich nach so manchen Stürmen und manchem inneren Kampf die langvermißte Ruhe fand.

Zwanzig Jahre lebe ich hier nur mit Gott und der Natur. Hier habe ich Frieden gefunden, hier haben meine Wunden ausgeblutet, hier ist eine heilige Stille in mein Herz gekommen. Meine Ansichten haben sich wieder gereinigt, und nur gewisse Puncte sind wie feste Säulen, oder, wenn ich so sagen darf, wie dieser Berg selbst über der niedrigen Fläche weithin sichtbar und unumstößlich stehen geblieben. Diese sind, daß Laster und Verbrechen bey Weitem nicht so all-

gemein auf unser Schicksal wirken, als Schwächen und Thorheiten, daß die Menschen am meisten durch Täuschung und Eitelkeit leiden, und daß besonders diese eine weit größere Feindinn unseres Glückes und unserer Tugend ist, als man gemeinhin denkt, ja, daß ohne diese die Menschen vielleicht ihrem ursprünglichen Glücke nie entfremdet worden wären. Was ist die Geschichte der Schlange mit Even anders, als was sich noch täglich wiederhohlt, und was besonders in mein Leben so verderblich einwirkte, eine Regung der Eitelkeit, die über alles Höhere verblendet, und zu anerkanntem Unrecht hinreißt? So ward meine erste Jugendliebe das Spiel einer eitlen Frau; so opferte mich der Freund seinen eitlen Absichten; so brachte die Thorheit und Verkehrtheit einer eitlen Nation mich um das schönste Ideal des Lebens; so suchte die gekränkte Eitelkeit meiner Neider den ohnehin Unglücklichen ganz zu verderben, und meine Mutter und eines Engels Herz fielen als Opfer dieser Bestrebungen.

Aber der himmlische Wagen ist unterdeß über unserm Haupte dem Scheitelpuncte zugerollt. Mitternacht ist nahe, und die Zeit ermahnt uns,

der Ruhe zu gedenken. Komm, La Chartelliere! Laß uns zur Hütte zurückkehren! Du bleibst für den Rest der Nacht mein Gast, denn es ist zu spät, um den Rückweg in's Kloster zu suchen. Möchte morgen, wenn das Frühroth aus diesen braunen Schatten hervorbrechen wird, auch aus der Erzählung meines düsteren Lebens ein freundlicher Strahl des Trostes für dich hervorglänzen! Sie standen auf, und gingen der Einsiedeley zu.

IV.

Horimirz.

Eine Böhmische Sage.

Die Sonne des ersten milden Frühlingstages sank hinter die westlichen Berge, ihr goldner Schein wiederstrahlte von den Thürmen und Zinnen der festen Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felsenspitze über die weite Fläche hinaussah. Leichte Nebel wölkten sich von der Ebene empor, aber aus den Thalschluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob sich bereits die Dämmerung.

Da saß am Fuße des Felsen, wo der Weg sich zu dem Sitze seiner Ahnen hinaufzog, unter einer frischbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefsinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in seinen Armen ruhte. Der Abendwind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein schönes, dunkles Auge starrte unsicher vor sich hin, die Hand rührte zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand sich seiner

Brust. Die ruhige Schönheit des Abends, der Mond, der, hinter dem Waldgebirg versteckt, ein magisches Licht über die vom Tage noch halb erhellte Gegend goß, konnten ihn nicht erheitern. Der arme Horimirz wußte nichts davon. Seit vielen Monden hatte ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichts beraubt, er lebte einsam auf dem Schlosse seines Vaters, der mit den jüngern Söhnen dem Vergnügen der Jagd, oder dem Ruhm blutiger Fehden und Raubzüge nachging.

Es war damahls eine düstre Zeit für den unglücklichen Horimirz und für sein Land. Der weise Herzog Wogen war gestorben, der, wie seine Vorfahren, das damahls noch heidnische Böhmen zu entwildern, seine Wälder zu lichten, Ackerbau und Fleiß zu verbreiten, und den unstäten Nomaden und Krieger zu mildern Sitten zu gewöhnen gesucht hatte. Ihr Bestreben war gelungen, die Wälder öffneten sich, Dörfer entstanden zwischen wohlgebauten Feldern, Ordnung, Thätigkeit, sanftere Tugenden keimten aus der Scholle, die des Pflügers ehrenvoller Schweiß begossen hatte, hervor, und eine schönere Zeit fing an für Böhmen zu tagen.

Nach Wogens Tode hatten die Wladiken den

klugen und kräftigen Fürsten Krzesomysl zum Herzog erwählt; aber Krzesomysl war nicht bloß klug und kräftig, er war auch hart und habsüchtig. Ein Zufall entdeckte im Anfange seiner Regierung die Silberadern in dem Gebirge Przibram. Der Herzog sah bald den Vortheil ein, der ihm aus der Bebauung dieser Minen erwachsen konnte, und ließ mit oder wider Willen das Landvolk von Pflug und Tenne weg in die dunkeln Bergesklüfte treiben. Schachten wurden eröffnet, die Eingeweide der Felsen durchforscht, Schätze erbeutet, Krzesomysl ließ sich und seinen Söhnen feste Schlösser bauen; aber der Ackerbau lag nieder, die Dörfer standen verlassen, das Volk verwilderte. Einige Wladiken murrten, andere folgten, wie Horimirz's Vater, dem lockenden Beyspiel des Herzogs. Kummer und Unzufriedenheit schlichen durch das verödete Land, aber des Herzogs zahlreiche Mannen standen schlagfertig hinter den Mauern seiner festen Burgen, und Niemand wagte es, mit Ernst eine Abänderung zu fordern, die er den Bittenden so oft verweigert hatte.

Auch Horimirz war mit dem Unglück seines Landes wohlbekannt, und hatte in früherer Zeit, als er noch an seines Vaters Seite auf Jagden

und Fehden auszog, oft versucht, für die armen Eignen, die der stolze Wladike in seinen Minen zu arbeiten zwang, zu sprechen; aber der Sohn der früh verstossenen Gemahlinn konnte von dem Vater, dem die zweyte Frau und ihre Söhne näher am Herzen lagen, nicht viel erhalten. Vielmehr sann der Herr von Neumietelsky darauf, wo möglich diesen ungeliebten Erstgebornen von der Erbfolge auszuschließen, und alle Güter den jüngern Brüdern zuzuwenden.

Horimirz fühlte sich bald von Allen verlassen. Tagelang blieb er einsam in der Nacht, die ihn umgab, nur seine Harfe und sein Gesang leisteten ihm Gesellschaft. Zuweilen führte ihn ein Knecht seines Vaters den Felsenpfad hinab in eine stille Gegend des Thales; da saß er dann mit seiner Harfe, den Tönen der Natur um ihn her lauschend, und ihre wehmüthigen Wiederklänge bildeten sich in seiner Seele zu Gesängen aus, die er mit dem Saitenspiel begleitete.

So war mehr als ein Jahr verflossen. Der zweyte Frühling fing an, ungesehen von ihm, Wald und Feld mit frischem Grün zu schmücken. Er hatte sich lange nach einem Gang in's Freye gesehnt. Heute endlich fand sein Führer die Zeit dazu, und Horimirz genoß mit vollen Zügen

der wehmüthigen Luft an dem Reiz der wiederauflebenden Natur, die nur seinem Gefühl und Gehöre zugänglich war. Aber er horchte vergebens auf die friedlichen Klänge des Landlebens, kein Pflug durchschnitt das öde Feld, keine Heerdenglocken tönten, wohl aber hörte er in den Felsenschluchten des Gebirges hinter ihm das Klopfen der Hammer und das Geräusch der Brecheisen. Eine tiefe Trauer breitete sich über sein Herz, das Leid des Vaterlandes und sein eigenes verschmolzen in seiner Seele, er lehnte sich in düstern Betrachtungen an seine Harfe.

Indessen war die Dämmerung vollends der Nacht gewichen, der volle Mond trat hinter dem Gemäuer des Schlosses hervor, und goß sein mildes Licht über die Gegend hin. Horimirz fühlte den hellern Glanz, und er vermuthete, was es seyn mochte; aber es war Niemand um ihn, den er fragen, von dem er Gewißheit hätte erhalten können. Da übermannte das Gefühl seiner Verlassenheit sein Herz, er griff in die Saiten, und erhob den Gesang:

Es ist Nacht um mich!
Ob die Sonne strahlet,
Ob des Mondes Licht
Alles silbern mahlet,
Ach, ich weiß es nicht.

Es ist Nacht um mich!
Wie die Frühlingsauen
In der Blüthe stehn,
Wie die Schatten thauen
Ich kann es nicht sehn.

Es ist Nacht um mich!
Alle Freuden starben,
Und des Menschen Bild,
Und die Pracht der Farben
Sind in Nacht verhüllt.

Es ist Nacht um mich!
Kann allein nicht schreiten,
Und des Fremden Hand
Muß mich helfend leiten
Durch das wüste Land.

O du öde Nacht!
Doch — ich wollt' es tragen,
Tragen meinen Schmerz,
Fänden meine Klagen
Nur ein liebend Herz!

Hört' ich in der Nacht
Freundesworte tönen,
Würde, was mich füllt,
Dieses leise Sehnen
Endlich doch gestillt!

Es ist Nacht um mich!
Schweigt, Ihr düstern Sorgen!
Wenn das Herz mir bricht,
Bricht mir an der Morgen,
Dann seh' ich das Licht!

Horimirz hatte geendet. In düstern Gedanken sank sein Haupt an die Harfe. Vor seiner Seele stand das Bild seiner guten verstorbenen Mutter, die ihn so treu geliebt, die er noch lange in ihrer Verbannung besucht und gepflegt hatte, die ihn jetzt in seinem Unglück nicht würde verlassen haben, und die vielleicht von den Abendwolken auf ihren Sohn mitleidig herabsah. Da rauschte es durch die Saiten der Harfe, sie klangen melodisch. Horimirz fuhr in die Höhe. Wer war um ihn, der sein Spiel berührt hatte?

Er fühlte um sich — es war Niemand da. Er stand auf, da seufzte es neben ihm. Wer ist da? rief er. Es seufzte noch einmahl. Spottest du eines Blinden? rief er erzürnt, und seine Hand griff nach dem Schwerte.

Horimirz! lispelte eine sanfte Stimme: Zürne nicht. Fürchte nichts! Es ist ein Wesen um dich, das dir sehr wohl will.

Wer bist du?

Es würde dir nichts nützen, wenn ich meinen Nahmen sagte, denn du kennst ihn nicht.

Ich kenne die Nahmen aller unsrer Vasallen und Nachbarn.

Ich gehöre nicht dazu, aber ich bin dir gut. Dein Unglück hat mich bewegt, ich will dir Ge-

sellschaft leisten in deiner Einsamkeit, wenn du mich nicht von dir stößest.

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, drang in Horimirz's Brust. Seine gute Mutter fiel ihm ein, und der Gedanke, daß die Götter sein Gebeth erhört und vielleicht der Schatten seiner geliebten Mutter um ihn sey, regte ihn mit Schauer und Freude auf.

O meine Mutter! rief er: Bist du es, die sich ihres Kindes erbarmt?

Das bin ich nicht, erwiederte die Stimme: Aber so lieb, wie deine Mutter, hab' ich dich wohl. Eine weiche Hand berührte leise die seinige bey diesen Worten, und er fühlte einen warmen Hauch an seiner Wange.

Um aller Götter Willen! Wer bist du?

Eine Bewohnerinn dieser Gebirge, ein Geschöpf, das ein höchstes Wesen verehrt, wie du, das lange Zeuge deiner stillen Tugenden und deines Unglücks war, und das nichts mehr wünscht, als es dir tragen und lindern zu helfen. Die Unbekannte hatte bey diesen Worten Horimirz's Hand gefaßt, und merklich zwischen der ihrigen gedrückt.

O, daß ich dich nicht sehen kann! rief Horimirz schmerzlich.

Das darfst du nicht, das darf kein Mensch, darum allein kann ich ungehindert bey dir seyn. Komm! Laß uns sitzen! Sie zog ihn sanft neben sich nieder, er fühlte die schlanke, jugendliche Gestalt an seiner Seite, ein lebendiges Gespräch erhob sich, die Unbekannte wußte um alle Verhältnisse Horimirz's, sie sprach von Allem mit tiefem Sinn und zartem Gefühl. Alles, was sie sprach, fand antwortende Klänge in des Jünglings Herzen, und der Silberton ihrer Stimme verschaffte ihren Worten noch willigeren Eingang.

So glücklich war der Jüngling seit Langem nicht gewesen. Was er am schmerzlichsten entbehrt hatte, war ihm nun geworden, ein freundlicher Umgang, ein Wesen, das Antheil an seinem Schicksale nahm.

Aber der Mond stieg immer höher, die Nachtluft wehte kälter. Man wird dich abhohlen, sagte die Unbekannte, und erhob sich von Horimirz's Seite: Lebe wohl für heute! Morgen sprechen wir uns wieder.

Du willst mich schon verlassen?

Ich muß. Glaube mir, Horimirz, daß nur das mich von dir treiben kann! Leb' wohl! Sie fuhr wieder leise über seine Hand hin, und der

warme Hauch streifte wieder an seine Wangen. Dann war er allein. Er hatte kein Weggehn, kein Rauschen im Grase gehört, aber alsogleich vernahm er die Stimme des Knechts, der sich ihm näherte, um ihn nach Hause zu führen. Der Diener nahm die Harfe, und both den andern Arm seinem jungen Herrn. So stiegen sie schweigend den Felsenpfad hinauf; aber in Horimirz's Seele drängten sich Gedanken, Zweifel, Wünsche. Er war so glücklich, und doch so verwirrt, und konnte den nächsten Abend kaum erwarten, wo er die Unbekannte wieder zu sprechen hoffte.

Der Morgen erwachte hell und freudig. Horimirz sah das nicht, aber es ging deßhalb doch auch hell und freudig in seiner Seele auf; denn er gedachte des gestrigen Besuches, und alles dessen, was sie mit ihm gesprochen und was sie ihm verheißen hatte. Er zählte die Stunden bis zum Abend, und schlich, als Niemand kam, ihn in die Frische des Morgens zu führen, allein um die Mauern des Schlosses hin, wo ein freundlicher Busch, das wußte er, ein stilles Plätzchen beschattete, das die Aussicht in ein schmales, begrüntes Thal gewährte.

Er ging vorsichtig und langsam, dennoch glitt sein Fuß in der Nacht, die ihn umgab.

Da faßte eine linde Berührung seinen Arm: Armer Horimirz! So allein? So verlassen?

Es war die Stimme der Unbekannten. Eine heftige Röthe übergoß des Jünglings Gesicht: Ach, du bist's? Du kommst mich zu leiten?

Sie drückte seine Hand, ein Seufzer traf sein Ohr. Ich möchte dich nie verlassen dürfen, sagte sie mit himmlisch mildem Tone.

Wer bist du, bey allen Göttern! die du mir so liebevoll nahest?

Ein Wesen, das dich liebt, das die Bestimmung seines Daseyns darin findet, dein Schicksal zu erheitern. Das genüge dir vor der Hand. Aber wo wolltest du hin?

Horimirz bezeichnete ihr den Ort. Sie leitete ihn hin, und setzte sich dort an seine Seite. Ein süßes Gespräch beflügelte die Stunden. Horimirz durfte alle seine Leiden klagen, über sein Unglück, das Unglück des Vaterlandes sprechen. Die Unbekannte fühlte jeden Schmerz mit ihm; aber sie wußte auch für Vieles weisen Rath, und, wo kein Rath möglich war, erhob sie durch große Gesinnungen und fromme Ergebung in den Willen eines leitenden höchsten Wesens den gesunkenen Muth ihres Freundes.

Die Strahlen der Sonne wurden wärmer

und wärmer. Horimirz fühlte ihren Einfluß, sie fingen an ihn zu drücken. Da bog die Freundinn das Gezweig der Laube nieder zum schattigen Dach, schützte den Jüngling vor dem Mittagsstrahl, und empfing mit Freuden den Dank seiner sich ergießenden Seele. Aber plötzlich stand sie auf. Unsere guten Stunden gehen zu Ende, sagte sie: Man vermißt dich im Schlosse; ich will dich zurückleiten bis gegen das Thor. Sie faßte seine Hand. — Da tönten Schritte von dem Wall her. Leb wohl! rief sie flüchtig: Wo immer du außer den Ringmauern der Burg einsam seyn wirst, werd' ich an deiner Seite erscheinen. Sie entwich, und in wenig Secunden nahete der Knecht, der seines Herrn Sohn schon lange vermißt und gesucht hatte.

Dieß schöne Leben dauerte fort. Die Unbekannte besuchte den Freund, so oft er sich allein außer den Mauern des Schlosses zeigte. In den Umkreis der Wälle trat sie nie. Niemand durfte sie sehen, Niemand ihren Umgang mit Horimirz ahnen. Das war die erste Bedingung, unter welcher sie ihm die Fortdauer ihrer Freundschaft verhieß. Willig konnte er sie ihr zusagen; denn sein Vater und seine Brüder kümmerten sich wenig um seine Neigung und seine Unter-

haltung. Aber bald wurde, obgleich Niemand die Ursache errieth, die Einwirkung des geheimnißvollen Umgangs auf Horimirz und sein Betragen merklich. Sein Geist erhob sich aus der Niedergeschlagenheit, in die er seit Langem versunken war. Jugendliche Heiterkeit und ein freundliches Lächeln verschönerten wieder seine regelmäßigen Züge, er wurde mittheilender, er sprach wieder huldreich mit irgend einem armen Unterthan, der ihn auf seinen einsamen Plätzen im Wald oder Thal ehrerbiethig im Vorübergehn begrüßte, er hörte seine Klagen, er versprach zu helfen, und er that es. Wenn er dann bey dem nächsten Besuche der ungesehenen Freundinn die Noth der Armen erzählte, wenn er sich mit ihr berieth, wie ihnen zu helfen sey, da gab sie ihm entweder klugen Rath, der nie des Erfolges mangelte, oder sie brachte ihm kleine Büsche von zweigicht gewachsenem Silber, oder Klumpen dieses edlen Metalls, die der Jüngling staunend befühlte, und setzte ihn dadurch in den Stand, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Diese heitere Stimmung gab ihm auch den Muth, öfter sanft, aber ernst mit seinem Vater zum Besten der armen Unterthanen zu sprechen, und der rauhe Wladike vermochte nur sel-

ten der muthigen Beredsamkeit seines Sohnes zu widerstehen. Manchem Unfuge wurde abgeholfen, mancher Druck erleichtert, Horimirz wurde der Schutzgeist der Gegend, und dieß Bewußtseyn, verbunden mit der Liebe seiner Freundinn, verschönerte sein Leben, und ließ ihn die Entbehrung so mancher andern Freude weniger fühlen.

So glücklich sich aber auch der Jüngling manchmahl pries, so gab es doch einsame Augenblicke, wo der Wunsch, etwas Näheres über das wahre Verhältniß seiner Geliebten zu wissen, die Furcht vor leicht möglicher Trennung bey diesen losen, räthselhaften Banden, ein geheimes Grauen vor manchem unbegreiflichen Ereigniß, und endlich der Schmerz über die Unmöglichkeit, die geliebte Gestalt zu erblicken, ihn tief betrübten, und ihn in all' die Schwermuth zurückstürzten, aus der ihn die Liebe erst gezogen hatte.

An einem Morgen, nach einer in Trübsinn und Zweifel durchwachten Nacht, ließ er sich von einem seiner Leute zu der Eiche im Thale führen, wo die Unbekannte ihm zuerst genahet, wo er das erste Mahl den sanften Einfluß eines liebenden Wesens gefühlt hatte. Er saß in düstern Gedanken, und empfand lebhafter, als seit Langem,

das Hülflose, Traurige seiner Lage; da stand die Freundinn plötzlich neben ihm, ihre eine Hand legte sie auf sein lockiges Haupt, mit der andern ergriff sie seine Rechte und sagte: Horimirz! Warum so niedergeschlagen?

Er fuhr empor. — Ach, bist du da? rief er: Ich war so einsam, ich fühlte mich so verlassen.

War das die ganze Ursache deiner Schwermuth, Horimirz?

Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Nein! sagte er nach einigem Besinnen.

Du bist seit einiger Zeit niedergeschlagener, als sonst. Mein Umgang vermag dich nicht, wie früher geschah, ganz zu befriedigen. Horimirz! Wenn ich denken sollte, daß du mich nicht mehr — daß du mich nur weniger liebtest? —

O, Ihr Götter! Wie kannst du das glauben?

Es würde mich sehr unglücklich machen, weit unglücklicher, als du denkst, weit unglücklicher, als du vielleicht würdest, wenn ich dich verlassen müßte.

O, nur das nicht, das nicht, Ihr Götter! Sonst nehmet lieber mein Leben gleich!

Fasse dich, Horimirz! Ich werde dich nie, nie verlassen, so lange ich in diesem sterblichen Leibe walle; ob ich dir aber immer und überall

werde begegnen können, ob unser Bündniß dauern soll, das wird von dir abhängen. — Höre mich an!

Sie nahm Platz an seiner Seite und begann: Ihr sterblichen Menschen, die Ihr auf der Oberfläche der Erde in Freude und Leid Euer Wesen treibt, seyd nicht, wie Ihr glaubt, die alleinigen Bewohner dieses Sternes. Auch sind die fratzenhaften Gottheiten nichts, die du nebst deinen Landsleuten anbetheſt. Es ist ein Einziges, höchstes, allmächtiges, allgütiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, und sie mit allen ihren Geschöpfen erhält und beherrscht; aber zwischen diesem Unendlichen, Vollkommenen, und Euch sehr endlichen, sehr unvollkommenen Kindern des Staubes sind zahllose Abstufungen reinerer und minder reiner Geister. Viele derselben bewohnen mit Euch diesen Ball, sie schaffen in Luft und Wasser, Erde und Feuer, das Wachsen und Gedeihen der Thiere und Pflanzen, den blumigen Frühling, den fruchtbaren Herbst; sie leiten Donner und Blitz, sie wachen über die Bildung der Steine und Metalle im Innersten der Berge. Gerne theilen diese, so wie alle Ordnungen der Geister, mit dem Menschen, was die Natur gemeinsam für Alle hervorbringt; aber was jetzt

des Herzogs und deines Vaters Bergknappen im innersten Heiligthume der Berge für Frevel treiben, fassest du nicht, und ich werde es dir enthüllen, wenn es einst Zeit ist.

Diese Geister alle sind viel höherer, reinerer Natur, als die Menschen, sie sind unsterblich, sie sehen in die Zukunft, die Gegenwart liegt überall offen vor ihrem Blicke, und die Vergangenheit ist aus ihrem Gedächtnisse nicht verlöscht; aber sie missen manche Freude, die Ihr genießt. In alter Zeit war es anders. Da lebten diese Wesen vertraulich mit dem besseren Menschengeschlecht, sie verbanden sich in Liebe mit ihnen, und wurden dadurch der Seligkeit der Freundschaft, des Glückes wechselseitiger Leistungen theilhaft, die uns in unser'm reinen, unbedürftigen Seyn ewig unbekannt bleibt. Dafür gaben wir den Menschen höhere Weisheit, wahre Erkenntniß ihres Verhältnisses zu dem einigen Gott, tugendhaften Willen. Aber die Menschheit sank, die Elementargeister zogen sich zurück; jetzt ist keine Verbindung unter uns mehr möglich, als wenn das reine Wesen sich entschließt, auf manche Vorzüge der Geisterwelt Verzicht zu leisten, mit der dichten Körperhülle das Loos des sterblichen Freundes zu theilen, und sich den Schmerzen,

ja dem Tode der irdischen Natur zu unterwerfen. Und selbst dann darf es sich nicht in seiner wahren Gestalt zeigen; denn Ihr ertrügt diesen Anblick nicht. Darum sind diese Bündnisse äußerst selten, und Eure Geschichte nennt nur wenig auserwählte Sterbliche, denen der Umgang mit uns gestattet war.

Mich hat dein stilles Wirken, dein reiner Wille längst gerührt, wenn ich in hellen Mondnächten über den Felsen hinschwebte, an dem du saßest, und deinen Gesang und die Töne deiner Harfe vernahm. Wie oft haben diese Klänge mich aus den geheimen Gängen des Gebirges auf die Oberwelt heraufgezogen! Wie oft habe ich dich mit liebendem Gefühle beobachtet! Aber ich konnte dir nicht sichtbar werden, und wußte nicht, wie ich mich dir nähern sollte, als ein unglücklicher Zufall deine Augen dem Lichte schloß. Nun durfte ich es wagen, mich dir zu entdecken, ich durfte mit dir umgehn, dir sagen, daß ich dich liebe, daß ich um deinetwillen dem Loos der Menschlichkeit mich unterwarf, daß ich zwar sterben, aber auch dann mich nicht ganz von dir trennen, und wenn du mir einst folgest, in reineren Regionen dieses schöne Bündniß fortsetzen werde.

Du weißt nun, wer ich bin, was mich zu dir geleitet hat, und willst du mich mit einem Nahmen bezeichnen, wie Ihr Menschenkinder zu thun pflegt, so nenne mich Argina. Kannst du mich lieben, obwohl dir bekannt ist, daß ich nicht zum Geschlecht der Kinder Adams gehöre, so sag' es mir morgen, wenn wir uns hier wiederfinden; graut dir aber vor der geisterhaften Freundinn, so erwarte ich ebenfalls morgen — nicht deine Erklärung, aber dein Nichterscheinen an diesem Platze. Und nun leb' wohl! Sie stand auf, indem ein Seufzer ihrer Brust entfloh.

Horimirz, der bisher betäubt von all' den Wundern, die sich seinem Geist enthüllten, an ihrer Seite gesessen hatte, stürzte bey ihren letzten Worten zu ihren Füßen, und schlang in heftiger Rührung seine Arme um ihre Knie. Er konnte nicht sprechen, aber seine Thränen, seine Erschütterung waren die liebste Antwort für Argina. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie richtete ihn auf, er sank zum ersten Mahl an ihre Brust, er fühlte ein menschliches Leben ihm entgegenschlagen, die geheimnißvolle Bürgerinn der Geisterwelt war für ihn nur ein liebendes, geliebtes Mädchen.

Als die Herzen ruhiger geworden, als sie

beyde im Stande waren, noch etwas anderes, als ihr Glück zu fühlen, und Horimirz sein Entzücken, seinen Dank gestammelt hatte, da begann Argina von Neuem: Ich habe dir noch Mehreres zu sagen, mein Geliebter! Unser Umgang ist von manchen Schranken eingeengt, und von mancher Gefahr bedroht. Du kannst dich nicht weiter, als eine helfende Hand dich leitet, von der Burg entfernen, und ich darf mich von keinem Sterblichen bey dir finden lassen. Das scheucht mich so oft aus deiner Nähe. Aber ich habe auch dafür ein Mittel erdacht. Wenn du heute den Pfad zu deinem Schlosse hinansteigst, findest du an der Pforte ein schneeweißes Roß angebunden. Das nimm von mir als ein Geschenk! Es ist von seltnen Eigenschaften, und ganz für dich geschaffen. Es läßt Niemand aufsitzen, als dich, es versteht deine Worte, es kennt jeden Weg, den du ihm bezeichnest, es ist schneller, als der Wind, und sicherer, als ein Fels. Schemik ist sein Nahme. Ihm kannst du dich vertrauen, es trägt dich zu mir, wenn wir uns hier nicht sprechen können, es trägt dich auch auf die Jagd, in die Schlacht, wenn du es verlangst.

Ein lebhaftes Roth überflog des Jünglings

Wangen. Ach, ein Pferd, ein Pferd, und freye Bewegung über die Flächen hin, und Jagd und Schlachten! Ein Sturm von freudigen Gefühlen und wehmüthigen Erinnerungen drängte sich in seiner Seele. Er sank an Argina's Brust, die Wehmuth gewann die Oberhand, Thränen glitten aus seinen Augen. — Ach, wie hülflos bin ich! rief er: Was soll mir Jagd und Schlacht?

Sie drückte ihn sanft an sich. Horimirz! sagte sie: Die helle, deutliche Aussicht in die Zukunft und Gegenwart ist mir zwar, seit diese irdische Hülle mich bekleidet, verschleyert und getrübt; doch dämmert mir noch zuweilen ein Strahl jenes Lichtes. Es wird nicht immer Alles so bleiben, wie es jetzt ist; du schwebst vor mir in Schlachten, im Siege, mit hellen Augen umherblickend, und ich harre deiner auf lichten Wolken. — Horimirz! Nimm den treuen Schemik an! Es wird dir einst von grossem Nutzen seyn.

Argina entfernte sich, als der Begleiter des Jünglings erschien, der ihm von einem wunderschönen und prächtig gezäumten Schimmel erzählte, den man mit Staunen an dem Ring der Schloßpforte angehängt gefunden habe, und der Niemand aufsitzen lasse, obwohl es schon die

zwey Junker und Mehrere des Hofgesindes versucht hätten. Horimirz eilte, das Pferd zu erreichen. Er ließ es sich vorführen. Es war zahm, wie ein Lamm, es ließ sich von ihm streicheln, er schwang sich auf seinen Rücken, es trug ihn willig und stolz. Alles stand verwundert. Von nun an bedurfte Horimirz keines Begleiters mehr, er bestieg sein schlankes Roß, er flüsterte ihm zu, wohin er wolle, und das kluge Thier trug ihn sicher und schnell an den bestimmten Ort. Dort hieß er es seiner warten, und der Gaul weidete im Grase, oder stand geduldig an der angewiesenen Stelle, bis der Jüngling wiederkam, ihn kosend rief, und sich auf seinen Rücken schwang.

Nun beschieden sich die Liebenden an einsame, stille Plätze im Waldgebirg, und oft trug ihn Schemik zu der hochgewölbten und prächtig geschmückten Felskluft, in welcher Argina wohnte. Hier waren sie vor Spähern am sichersten, hier sah ihn Argina am liebsten, und hier flossen seine schönsten Stunden hin.

Der Sommer war indeß vergangen, im fallenden Blättergesäusel mit Nebel und rauhen Lüften nahete der Herbst, die Freuden der Jagd begannen, und Horimirz hörte oft mit schwerem

Herzen Vater und Brüder sich auf ihre Rosse schwingen, und die Jagdhörner schmettern. Er dachte der Lust des Waidwerks, die er auch einst genossen, und die ihm nun, obwohl er sein kluges Pferd besaß, doch verwehrt war.

Zwar riefen ihm die Brüder, ihnen auf seinem Schemik zu folgen. Er begleitete sie bis zum Eingange des Waldes; aber als sich die Jagdgenossen zerstreuten, jeder sein Geschoß zurecht legte, und Horimirz wohl fühlte, wie wenig er zu solcher Zeitkürzung taugte, da lenkte er mit einem Seufzer den treuen Schemik um, und ritt langsam, während die lustigen Töne der Jagd sich in der Ferne verloren, seinem Schlosse zu. Unter der bekannten Eiche stieg er ab, hieß Schemik am Bachesufer weiden, und warf sich in's Gras, den düstern Gedanken nachzuhängen. Da hörte er Argina's Stimme, die ihn freundlich rief. Sie setzte sich an seiner Seite. Auch sie schien des Freundes trübe Stimmung zu theilen, sie sprach wenig, und manchmahl entschlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Horimirz bemerkte es, er forschte besorgt nach ihrem Kummer. — Du bist nicht glücklich, sagte sie. »Wie könnte ich es seyn? —« Und noch Manches steht dir bevor, das dein Herz verwunden wird. — Horimirz erschrak.

Droht unserer Liebe Gefahr? rief er. »Nein, Horimirz, wenn du mir treu bleibst, nicht; aber ich sehe verworrene Bilder, ein scheues Roß, einen sterbenden Reiter, und den Troß bestürzter Knechte um die Leiche des Gebiethers versammelt. Droht deinem Vater, einem deiner Brüder Gefahr — ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß entscheidende Augenblicke für dich eintreten.«

Horimirz wurde sehr niedergeschlagen durch diese Rede. So wenig sein Vater und seine Brüder es um ihn verdient hatten, hing er doch mit warmer Neigung an ihnen. Argina sprach ihm freundlich beruhigend zu, sie selbst aber schien beklommen, der Ton ihrer Stimme verrieth den Kummer, den sie vergebens zu verhehlen strebte. Horimirz fand die natürlichste Erklärung in ihrer Theilnahme an dem Schmerz, der ihm bevorstand, als sie plötzlich aufstand, ihre Arme ängstlich und bange um ihn schlang, einen leisen Kuß über seine Stirn hauchte, und sich mit einem tief heraufgeseufzten Lebewohl von ihm losriß.

Verwirrt, betrübt blieb er zurück. Da tönten Schritte durch's Thal her, Stimmen wurden vernehmlich, er erkannte einige Knechte seines Vaters. Argina's Verkündigung fiel ihm lastend

auf's Herz, er stand auf, und schritt den Kommenden entgegen.

Da eilte schnell der Anführer der Schaar, der treue Brzetislaw, voraus, und grüßte den Sohn seines Herrn, und bereitete ihn auf eine unglückliche Mähr. Sein Vater hatte heute ein wildes Pferd geritten, und es nur mit Mühe gebändigt. Ein Vogel, der, von den Hunden aufgescheucht, mit lautem Flügelschlag aus einem Busch emporflatterte, machte den Gaul scheu, er riß aus durch Dickicht und Moor, der Wladike vermochte nicht mehr, sich zu halten, er sank herab, sein Schwert fiel aus der losen Scheide, und in einer unglücklichen Wendung stürzte er in dasselbe. Die nacheilenden Knechte fanden ihn sterbend, er verschied in Brzetislaw's Armen, ohne ein Wort sprechen zu können.

Horimirz hörte die Kunde mit tiefem Schmerz, er verlangte, zu der Leiche geführt zu werden. Kniend drückte er ihre kalte Hand an die Lippen, und blieb lange in stummer Trauer darauf liegen. Dann erhob er sich, und traf Anstalt, die Reste des Vaters mit aller Feyerlichkeit, die seinem Range und dem kindlichen Gefühle des Sohnes entsprach, zu beerdigen.

Kaum war dieß geschehen, kaum die ersten

Tage der Trauer vorüber, so erhuben sich Zwiespalt und Streit um die Güter des Vaters. Die Sitten des Landes sprachen sie dem ältesten, des Vaters oft geäußerter Wille den jüngern Söhnen zu. Sein schneller Tod hatte ihn gehindert, diesem Wunsche gesetzliche Kraft zu geben. Nun setzten die Stiefmutter und ihre Söhne Alles in Bewegung, um an dieß Ziel zu gelangen, sie stützten sich auf Horimirz Unfähigkeit, seine weitgedehnten Besitzungen zu schirmen, sie suchten die Gunst der benachbarten Wladiken und des Herzogs. Horimirz wandte keine dieser Künste an, und erwartete von dem Rechte und der schützenden Vorsicht, was seine Feinde ihm streitig machten.

Argina sah in dieser Zeit ihren Freund selten, und wenn sie sich trafen, war sie still, mancher Seufzer entfloh ihrer Brust, und Horimirz, der von so mancher Seite gekränkt war, litt nun auch durch den Trübsinn der Geliebten. Oft hatte er sie schon befragt; sie läugnete, und blieb in sich gekehrt.

Einst, an einem trüben Herbstabende, als sie Beyde lange schweigend nebeneinander gesessen hatten, glaubte Horimirz sie weinen zu hören. Dieser Ton wendete ihm das Herz in der Brust.

Was ist das? rief er ängstlich: Du weinst, Argina? Um Gottes Willen, was hast du?

Horimirz! sagte sie nach einer Pause: Es ist nöthig, daß ich über Wichtiges mit dir spreche. Höre mich an! Du stehst jetzt an einem entscheidenden Puncte deines Lebens. Es handelt sich um dein väterliches Erbe, um deinen Wirkungskreis in der Welt. Deine Tugenden bedürfen und verdienten einen weitgesteckten, und deine Feinde streben darnach, dich auf immer zu Einsamkeit und Beschränkung zu verdammen. Der einzige Grund, aus dem sie das thun können, ist dein unglücklicher Zustand, obwohl ich überzeugt bin, daß du auch ohne das Licht der Augen im Stande bist, deine Besitzthümer weise zu verwalten, und wenn es nöthig ist, tapfer zu schirmen; aber deine Feinde flüchten hinter diesen Vorwand. Wären deine Augen geöffnet, so könnte keine Gewalt dir deine Güter bestreiten, und — ihre Stimme stockte — es steht nunmehr in meiner Macht, diesen Vorwand zu beseitigen. Ich kann —

Mich sehend machen? rief der Jüngling, und das Übermaß der Freude erstickte seine Stimme.

Argina schwieg. Nach einer Pause sagte sie mit wankender Stimme: Ja, mein Freund!

Meine Bitten haben den König der Geister, unter den wir Alle uns beugen, gerührt. Er hat es in meine Hand gegeben, deine Augen zu öffnen, und ich erwarte deinen Ausspruch.

O Gott! rief Horimirz: Ich werde sehen! Ich werde dich sehen!

Mich nicht! antwortete Argina kaum hörbar: Ich darf dir ja nicht sichtbar werden, das weißt du, und nur dein Unglück konnte mich dir nahe bringen; aber du wirst sehen, Horimirz! fuhr sie lebhafter fort, die schöne Welt, den Frühling, die Sonne in ihrem Glanz, das Antlitz der Menschen, du wirst wandeln können, wohin du willst, dein Pferd tummeln, in die Schlacht, zu Siegen ziehn —

Und du?

Ich — werde in der Tiefe der Felsen dein Glück wissen, und mich dessen recht innig freuen.

Und wir werden uns nicht mehr treffen? Du wirst mir nicht mehr in einsamen Stunden begegnen? Deine sanfte Hand wird mich nicht mehr leiten?

Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, du wirst glücklich seyn!

Nein, nein! rief Horimirz und umschlang die Geliebte mit ängstlicher Heftigkeit: O, ich

lasse dich nicht! Um diesen Preis verlange ich weder die Güter meines Vaters, noch die Gabe des Lichts. O laß mich mit dir ziehen, in ewiger Nacht bey dir in deiner Felsenhöhle wohnen! Laß mich nichts anderes besitzen, als was du mir reichst, aber laß mich bey dir seyn, und ich bin selig!

Argina umschlang den Freund in stillschweigender Rührung. Sie empfand den unendlichen Werth des Opfers, das er ihr brachte, und ihr Herz gelobte ihm heilige Vergeltung.

Und hätte es so großen Reiz für dich, mich zu sehen? sagte sie nach einer Weile, als ihre süß bewegten Gemüther wieder ruhiger geworden waren.

O Argina! erwiederte Horimirz: Wenn ich dich nur ein Mahl, auf einen Augenblick nur sehen könnte, um dein Bild in mich aufzufassen, und in meiner tiefen Nacht als ein süßes Kleinod zu bewahren!

Vielleicht ist auch das möglich, antwortete die Freundinn: Es sind ja nicht diese beyden Sterne nur allein, durch welche die im irdischen Leibe gefangene Seele die Eindrücke der sichtbaren Gegenstände außer ihr erhalten kann. Es war einst ganz anders, und es liegen Kräfte in

Euch Sterblichen, die Ihr selbst nicht kennt. Horimirz! Mein Freund! fuhr sie fort, indem sie ihren Einen Arm um seine Schulter schlug, und mit der andern Hand zu wiederhohlten Mahlen leicht über seine Augen hinstrich: Fühlst du etwas?

Was machst du, Argina? flüsterte Horimirz, und seine Augenlieder schlossen sich. Ein sanftes Niederwallen, wie des süßesten Schlummers, floß durch seine Glieder. Argina legte ihre Hand auf seine Brust, und er entschlief in ihrem Arme. Aber in demselben Moment sah er hell die Gestalt eines wunderschönen Mädchens neben sich, an deren Brust er lag, und die mit liebevollen Augen zärtlich auf ihn niedersah. Ihre hellbraunen Seidenlocken flossen unter einem silberduftigen Schleyer auf ihre Schultern, ein hellschimmerndes Silbergewand umwallte den zarten, schlanken Leib, unter dem Busen mit einem himmelblauen Gürtel gefaßt. Argina! Bist du es? rief Horimirz. — Du siehst mich? antwortete die Gestalt: Nun, so ist dein und mein Wunsch erfüllt. Ja, ich bin's, Horimirz, das Wesen, das dich mehr liebt, als sich selbst, das keinen andern Zweck seines Daseyns kennt, als dein Glück! Sie beugte sich nieder zu ihm, ihre Lip-

pen ſtreiften die ſeinen. Er war in Seligkeit aufgelöst, ihm war die Geſtalt der Geliebten ſichtbar geworden, er ſprach mit ihr, er trank ihre Züge begierig in ſich. Eine Weile dauerte dieſes Glück. Da ertönten plötzlich Hifthörner. Argina nahm die Hand von Horimirz's Buſen, er ſchlug die Augen auf, ihn umgab ſeine alte Nacht; aber er lag noch an Argina's Bruſt. Schnell ſagte ſie: Man kommt! Dein Bruder kehrt von der Jagd zurück, ich muß dich verlaſſen. Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen, und war fort.

Ganz ſelig blieb er in ſeiner tiefen Finſterniß zurück. Es wohnte jetzt ein Lichtſtrahl in ſeiner Bruſt, der ſie mit himmliſchem Glanze erhellte. Argina's Bild ſtand vor ihm, ihr leiſer Kuß weilte noch auf ſeinen Lippen, und kein anderer ſtörender, oder zerſtreuender Eindruck ſchwächte den Schimmer der himmliſchen Erſcheinung. Treu und feſt hielt ſein Gemüth ſie in ſich, und wie zweifelhaft oder traurig Andern ſein Loos ſchien, er fühlte ſich glücklich, denn das holdeſte Weſen hing mit der zärtlichſten Neigung an ihm, und dieß Weſen war ſo überirdiſch lieblich!

Unterdeſſen hatten ſeine Stiefmutter und ihre Söhne Schritte über Schritte gemacht, um an

ihr Ziel zu gelangen. Sie hatten die mächtigsten Wladiken, sie hatten den Herzog selbst für ihre Sache zu gewinnen gesucht. Aber auch Brzetislaw war für den geliebten Sohn seines Herrn nicht unthätig gewesen. Horimirz's heiliges Recht, seine Tugend, die Liebe des Volks, die Achtung seiner Freunde waren mächtige Fürsprecher, und Krzesomysl fürchtete weniger Widerstand von einem blinden Vasallen, als von dem bekannten rauhen Sinn seiner tapfern Brüder, die dem Vater nachgeartet waren. An dem Morgen, den die Stiefmutter ersehen hatte, um ihre Söhne dem versammelten Volke, ihren Lehensleuten, und den benachbarten Wladiken vorzustellen, wo sie zwischen ihnen in prächtigen Kleidern auf dem Altan des Schlosses erschien, und der versammelten Menge den oft ausgesprochenen Willen ihres verstorbenen Eheherrn in Rücksicht der Erbfolge, und die ritterlichen Thaten der Söhne in's Gedächtniß rief, mit Kunst und einnehmender Freundlichkeit sprach, ihre Kämmerlinge sich anschickten, Geld unter die staunenden Haufen auszuwerfen, und sie nun erwartete, den Beyfallsruf des Volkes emporsteigen zu hören, da lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge hin: Wo ist denn der Älteste? Wo ist Horimirz, un-

ser Vater, unser Beschützer? — Betroffen stellte ihnen die Witwe vor, daß der blinde Jüngling nicht im Stande seyn würde, sein Erbe zu schirmen und zu vertheidigen. In dem Augenblick trat Brzetislaw, mit Horimirz an der Hand, auf den Altan. Ein lautes Freudengeschrey stieg empor. Brzetislaw stellte ihnen ihren rechtmäßigen Gebiether vor, und ein Ritter, in die Farbe des Herzogs gekleidet, trat vor, und erklärte, daß er so eben gekommen sey, dem Horimirz im Nahmen des Herzogs die Belehnung mit den Gütern seines Vaters zu verkündigen, und ihn aufzufordern, so bald als möglich sie aus des Herzogs Hand zu empfangen. Erbleichend traten die Witwe und ihre Söhne zurück. Alles rief laut und mit einmüthiger Freude Horimirz zum Herrn aus, er mußte sich herab führen lassen, die Krieger setzten ihn auf einen Schild, Alles drängte sich um ihn, seine Güte, seine Schönheit, selbst sein Unglück machten ihn allen Herzen theuer. Mit tiefer Rührung verhieß er ihnen Allen Vater zu seyn, und sein Liebstes, ja, sein Leben für sie zu geben. Die Wladiken traten hinzu, ihn als ihren Bruder zu begrüßen, die Lehensmänner leisteten ihm den Eid. Er aber, nachdem die Ceremonie vorüber war, wandte sich an seine

Stiefmutter, beugte sich ehrerbiethig vor ihr, und bath sie, als die Witwe seines Vaters, dieß Schloß, so lange sie lebte, als ihr Eigenthum, und ihn als einen gehorsamen Sohn zu betrachten, der es sich zur Ehre rechnen würde, ihr die Liebe zu vergelten, die sie seinem Vater erwiesen. Dann rief er seine Brüder, faßte ihre Hände, redete ihnen freundlich zu, und brachte es endlich dahin, daß sie, besiegt von seinem Edelmuth, mit freundlicher Liebe das Anerbiethen annahmen, brüderlich mit ihm auf dem Schlosse des Vaters zu leben.

Die Unterthanen, die Nachbarn hatten nicht zu viel von Horimirz erwartet. Sein kluges und gütiges Benehmen entsprach jedem ihrer Wünsche. Das unruhige Pochen, das gierige Graben in den dumpfen Höhlen seiner Berge verstummte, das bleiche Volk der Knappen verließ seinen dunkeln Aufenthalt, es bevölkerte die Dörfer wieder, es baute die freye, nährende Erde, Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit kehrten in die ländlichen Hütten zurück, und Horimirz, obwohl er den Segen, den er verbreitete, nicht sehen konnte, genoß doch in Argina's Liebe, in Brzetislaw's Treue, in der Dankbarkeit seiner Unterthanen ein süßes Glück. Ja, er bezwang

selbst die Herzen seiner Widersacher, daß Stiefmutter und Brüder ihm hold wurden, und die letzteren unter Brzetislaw's Anführung die Fehden Horimirz's mit so viel ritterlichem Muthe ausfochten, als kämpften sie für ihr eigenes Wohl.

Aber dieß Glück fand bald Neider und Feinde. Herzog Krzesomysl sah mit grimmigem Unmuth, wie sehr ihn seine vermeinte Klugheit getäuscht, und wie schlecht er sich selbst gerathen, als er einen, wie er glaubte, Schwachen und Hülflosen mit den reichen Besitzungen von Neumietel belehnt hatte. Horimirz's Maßregeln entsprachen dem Wunsche der größern und bessern Menge des Volkes eben so sehr, als sie einen, obgleich stillen, doch öffentlichen, Tadel der seinigen enthielten. Er haßte daher den muthigen Neumietelsky, der seinen Planen entgegen arbeitete, und im Grimm darüber verdoppelte er die Arbeiten in seinem Gebirge, und zwang noch mehr Ackerleute, den Pflug zu verlassen. Der Mangel nahm immer mehr überhand, das Volk jammerte. Horimirz beredete sich mit seinen Brüdern und Freunden, er wußte sie dahin zu stimmen, daß sie beschlossen, dem Herzoge einmüthig Vorstellungen zu machen. Die Gesandtschaft

brach auf, Horimirz an ihrer Spitze. Er trat vor den Herzog, und sprach furchtlos und mit eindringender Beredsamkeit. Die Zahl, die Macht der mit ihm erschienenen Wladiken flößten Krzesomysl Scheu ein; er versprach, ihre Vorschläge zu erwägen und Abhülfe zu thun. Aber kaum hatten sie sich entfernt, so überrechnete er, um wie viel geringer seine Einkünfte, um wie viel schwächer seine Macht seyn würde, und die Bergarbeiten wurden nicht eingestellt, ja, vielmehr wuchs der Trotz und Übermuth der Knappen ungescheut.

Sie hatten bald erfahren, welche Gesandtschaft bey dem Herzog, und wer ihr Führer und Sprecher gewesen, und sie sannen auf Rache an dem muthigen Wladiken, der sich ihrem Treiben und Gewinn widersetzte.

Horimirz saß mit Argina im Thale hinter der Burg. Ein milder Abend senkte nach einem schönen Frühlingstage sich nieder auf die Gegend. Horimirz fühlte das Leben der wiedererwachenden Natur. Der Gesang der Vögel, das Rauschen einer nahen Quelle, das Summen der Bienen und Käfer um ihn regten sein Herz in frohen Gefühlen auf. Aber Argina war einsylbig, in sich gekehrt, sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er glaubte sie weinen zu hören.

Was ist das? rief er: Argina weint?

O laß mich weinen! rief sie: Laß mich dich halten! Laß mich mein einziges, höchstes Glück zum letzten Mahle genießen!

Zum letzten Mahle? fragte Horimirz, und sein Blut erstarrte: — Was willst du damit sagen?

Ich weiß nichts-Bestimmtes, ich sehe nichts deutlich, antwortete sie mit bebendem Laute, nichts, als daß wir getrennt werden sollen. Ob durch Tod, durch Zufall, durch Bosheit, ist mir unbekannt; aber meine Ahnungen sagen mir, daß ich dich verlassen muß, und bald, und für diese Welt auf immer!

Nein, nein! rief der Jüngling: Das kannst du nicht! Was sollte ich Unglücklicher beginnen ohne dich?

Das unendliche Wesen, lieber Horimirz, das dich und mich erschuf, das uns zusammen geführt hat, wird für dich sorgen, wenn ich es nicht mehr kann. Nur ich allein bin zu beklagen, die ihres Lebens Gehalt und Zweck mit dir verliert. Sie schloß ihn fester an ihre Brust, ihre Seelen ergossen sich in Betheuerungen der innigsten Liebe, der bangen Ahnung, womit Argina Horimirz's Seele erfüllt hatte.

Ein wilder Lärmen schreckte sie auf. Argina

fuhr aus den Armen ihres Freundes empor. Was ist das? rief sie: Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Männer dringt durch den Wald gegen das Schloß vor. Einige nehmen den Weg hierher. O rette dich, rette dich!

In dem Augenblicke tönten bekannte Stimmen hinter ihnen. Es war der treue Brzetislaw, der mit einigen Reisigen den Berg herabeilte. Aber jetzt zischte ein Pfeil, und Argina stürzte mit einem Schrey an Horimirz's Brust.

Rettet Euch! Folgt mir, gnädiger Herr! rief Brzetislaw, der jetzt an Horimirz's Seite stand.

Rette dich! lispelte Argina leise.

Was ist geschehen? Was wollt Ihr? zürnte Horimirz.

Herr! Die Bergleute von Przibram und Eule haben sich aufgemacht, die Klage, die Ihr bey'm Herzog angebracht, zu rächen. Sie kommen mit Hauen, Brecheisen und Hammern bewaffnet, mit Köcher und Bogen versehen, Eure Burg zu stürmen. Hier dringt schon ein Haufen von ihnen heran, der Euch gesehen hat; die Andern ziehen den Berg hinauf. Hier ist Euer Roß. Rettet Euch, so schnell Ihr könnt!

Argina! rief Horimirz außer sich, ohne auf

das zu achten, was um ihn vorging: Du bluteſt! Gerechter Gott! Ich fühle den warmen Strom über meine Hände fließen.

Ich ſterbe, Horimirz! lispelte ſie: Ich weiß es, es iſt mein Tod. Ein Pfeil, den jene Wilden auf dich abſenden wollten, traf meine Bruſt. Ich bin glücklich, daß ſie dir zum Schilde ward. Aber nun, da ich von dir ſcheiden muß, nun darf ich auch —

Bey dieſen Worten unterbrach ſie das Getöſe des Gefechts. Brzetislaw hatte ſich mit den wenigen Reiſigen, die ihm von der Burg herabgefolgt waren, der eindringenden Schaar der Bergleute entgegengeworfen, die Horimirz von Weitem geſehen, und mit dem Pfeile zu tödten vermeint hatten. Es gelang ihm, ſie zum Weichen zu bringen; aber der Kampf wurde hart. Während deſſen hatte Horimirz, der nichts dachte, nichts fühlte, als die ſterbende Geliebte, ſie ſchonend auf den thauigen Raſen gelegt. Er kniete neben ſie hin, er ſtrebte, ſo gut er's vermochte, mit ſeinen Händen, mit ihren Gewändern die Wunde zu ſchließen, und das Blut, mit dem ihr Leben entſtrömte, aufzuhalten.

Vergebliches Bemühen! ſagte Argina, mit immer ſchwächerer Stimme: Du hältſt dieſen

warmen Strom und mein entfliehendes Leben nicht auf. Es ist der Wille des Schicksals. Ich sterbe, aber ich sterbe für dich. Unfähig zu antworten, unfähig, seinen Schmerz zu fassen, sank Horimirz in starrem Entsetzen über die Sterbende hin.

Ich lasse dich nun allein in einer Welt zurück, sagte sie, ihn sanft aufrichtend, in der dein Unglück nur durch meine Liebe und Treue erträglich ward, ja, in der es durch einen gewaltigen Willen, den ich nicht zu beugen vermochte, zur Bedingung unsers Beysammenseyns wurde. Jetzt scheide ich, diese Beschränkung hört auf, du sollst die treue Freundinn nicht so bitter vermissen, und deine Selbstständigkeit soll dir Ersatz für meine treue Liebe werden.

Sie erhoben sich mühsam, sie hauchte sanft über seine Augenlieder, sie bethete leise, aber inbrünstig, und, von Licht geblendet, und betäubt von Allem, was sich in den Raum weniger Minuten drängte, stürzte der Jüngling von Neuem nieder.

Indessen war Brzetislaw mit seinen Gefährten von der Verfolgung der feindlichen Schaar zurückgekehrt. Sie fanden ihren Gebiether ohnmächtig auf dem zerrissenen Busen des sterbenden

Mädchens liegen. Mit Mühe gelang es ihnen, ihn zu sich zu bringen, und jenes entfliehende Leben noch eine Weile aufzuhalten.

Er schlug die Augen auf. Ich sehe! rief er: O Argina! Seine Arme wendeten sich zu ihr. Die Krieger hoben die Sterbende auf einen Wink, den sie ihnen gab, empor, sie legten sie in Horimirz's Arme, er hing mit seinen ersten Blicken an den letzten der sterbenden Geliebten. Mit schwacher Stimme sagte sie: Horimirz! Höre meine letzte Bitte! Laß mich nicht in deine Grabgewölbe beysetzen! Bringe meine Leiche in die Felsenhöhle, in der wir oft so glücklich waren! Leb' wohl! Leb' wohl! Blick und Stimme brachen, sie lächelte ihn noch einmahl an, und verschied.

Staunend, mitleidsvoll und entsetzt standen die Krieger vor ihrem Gebiether, dem Ein Augenblick die Geliebte geraubt, und das Licht wieder gegeben hatte. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zur Überlegung. Die Bergleute hatten die Burg erstürmt, die Flammen des Schlosses leuchteten schrecklich von der Höhe herab, die reichen Kornspeicher, die Horimirz's Klugheit gesammelt hatte, gingen in heller Lohe auf, Brand und Verwüstung wuchs, Geheul der Bewohner, wü-

stes Geschrey der siegenden Feinde hallten von der Höhe herab, die Reisigen rissen ihren Herrn mit Gewalt von der Leiche weg, hoben ihn auf sein Pferd, und sprengten mit ihm davon.

Die Nacht kam und verging, der Morgen brach an, die Flammen der Burg Neumietel sanken in Asche zusammen, die hohlen Mauern standen grauenhaft und geschwärzt aus dem Schutte empor, der wilde Haufen, der diese Verwüstung angerichtet, war fortgezogen, Alles war still und öde. Aber weit, weit davon lag der unglückliche Horimirz, von seinen wenigen Getreuen umgeben, auf fremdem Gebiethe, und verbarg sich vor dem Tage, der ihm zum ersten Mahl seit so langer Zeit entgegen leuchtete, und verwünschte die Sonne, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte. Ein Reisiger sprengte daher. Es war sein Bruder. Unfähig, mit seiner kleinen Mannschaft die Burg gegen solche Übermacht zu halten, hatte er zuerst bey'm Anrücken der Feinde den treuen Brzetislaw in's Thal gesendet, um Horimirz zu warnen, und zu retten; dann hatte er nach einiger Vertheidigung, die nur so lange währte, um indessen seine Mutter, die besten Schätze, und die wenigen Bewohner des Schlosses durch den unterirdischen

Gang zu retten, die leeren Mauern den Wüthenden überlassen. Ihn aber hatten Landleute auf die Spur seines Bruders geleitet; er war innig erfreut, ihn gerettet zu finden, und bath ihn, nun mit ihm zurückzukehren.

Horimirz saß bleich, stumm am Boden, und hörte den ganzen Bericht mit dumpfer Gleichgültigkeit an. Der Bruder erschrak, er sprang vom Pferde, kniete neben ihm nieder, und umarmte ihn zärtlich. Diese freundliche Sorge löste den starren Krampf von Horimirz's Herzen, er umschlang den Bruder fest, und sagte endlich: Bruder! Weißt du, daß ich sehe? Der Jüngling sprang freudig empor. Frohlocke nicht! antwortete Horimirz: Ich habe meine Augen mit dem Glück meines Lebens erkauft! Er winkte. Man brachte ihm sein Pferd. Ohne zu klagen, ohne zu sprechen, ritt er mit den Übrigen seiner Burg zu. Bey dem Anblick ihrer Trümmer verhüllte er sein Gesicht auf einen Augenblick; dann sagte er tiefseufzend zu Schemik: Zur Herrinn! Und das Pferd wendete sich, und trabte durch's Gebüsch dem Thale zu. Die Andern folgten wundernd. Noch lag die schöne Leiche, wohin Horimirz sie gelegt hatte, selbst im Tode reizend, auf Gras und Blumen hingegossen da. Dieser An-

blick riß die ersten Thränen aus Horimirz's Augen, er sprang ab, und warf sich neben ihr nieder. Er ließ seinem Schmerze freyen Lauf; die Übrigen standen in feyernder Stille umher.

Horimirz befahl nun, wie es die Entschlafene gefordert hatte, ihre theuern Reste nach der Felsengrotte zu bringen. Hier ließ er sie auf reiche, kostbare Decken legen, und brachte die Stunden, die er der Wiederaufbauung seiner Burg und der Sorge für seine Unterthanen abmüßigen konnte, bey ihr zu. Keine Entstellung, keine Verwesung nahete der schönen Hülle. Horimirz weidete mit wehmüthiger Lust den neuerwachten Sinn daran. Diese Grotte war sein liebster, fast sein einziger Aufenthalt, und der Anblick der Geliebten, die für ihn gestorben, sein Schmerz und seine Seligkeit zugleich.

Endlich aber, nach einigen Tagen, schien es, als ob diese schönen Glieder weniger körperlich, weniger fühlbar würden. Mit Staunen beobachtete Horimirz das Wunder. Der zarte Leib, von überirdischem Ursprung, und nur für die Zeit ihrer Liebe, ihres Umgangs mit dem sterblichen Jüngling, verdichtet, löste sich in seine ursprüngliche Lichtmaterie auf; alle Tage fand ihn der trauernde Freund klarer, leichter, nebelartiger,

und endlich verschwand er in lichtem Duft, und mit ihm jeder irdische Rest der Geliebten.

Tief trauernd, als ob er sie erst heute wieder verloren hätte, kehrte Horimirz in die Burg zurück, verschloß sich in seine innersten Gemächer, und wollte von keinem Trost, keiner Zerstreuung wissen. Die Klagen seines Volkes schlugen zuerst an sein Herz, und weckten ihn aus dem dumpfen Traum. Übermüthig durch den ungestraften Frevel, waren die Bergleute weiter geschritten, hatten Dörfer verödet, Saaten zerstört, und der Herzog, ihrer Arbeit und seines Gewinnes froh, sah müßig dem Frevel zu. Da entbrannte Horimirz's Zorn, und er machte sich mit seinen Brüdern und seinen Mannen auf, die Noth des Landvolks, die eigene erlittene Schmach, und den Tod der Geliebten an den Übermüthigen zu rächen.

Unvorbereitet, wie ein Strahl des Himmels, überfiel sie die Strafe. Sie setzten sich vergeblich zur Wehre, ihre Häuser wurden verbrannt, sie selbst, wo sie sich kämpfend zeigten, fielen unter den rächenden Schwertern ihrer Gegner. Was aber die Rache des Einzelnen in Segen für das Land wandelte, war, daß Horimirz alle Schachten zerstörte, alle Gruben aufließ, die Schleu-

ßen der gehemmten Bergwasser zog, daß verheerende Fluthen die Minen anfüllten, und so in der kurzen Zeit weniger Stunden die Arbeit vergangener Jahre zerstört und auf lange künftige vereitelt wurde. Überall zeigte Schemik ihm den Weg, als verstände er seines Herrn Willen, und wäre ihm gern behülflich.

Siegreich und zufrieden zog Horimirz mit seinen Schaaren nach Neumietel zurück. Aber die Bergleute eilten zum Herzog, und klagten den Wladiken der verübten Rache an. Krzesomysl wüthete, doch wagte er nicht, öffentlich eine That zu rügen, über die die Meisten im Lande sich heimlich freueten; aber er ließ Horimirz zu sich auf den Wischerad bescheiden.

Die Brüder und Brzetislaw warnten Horimirz, nicht zu gehen: der Herzog sinne auf böse Tücke, in Neumietel könne er furchtlos und sicher bleiben, denn mit offener Gewalt würde der Herzog sich nicht an ihn wagen. Aber Horimirz, seinem klugen Schemik vertrauend, und seiner guten Sache sich bewußt, ließ sich nicht von sorglichem Rathe halten, und ritt gen Prag. Mit äußerlicher Freundlichkeit empfing ihn der Herzog und erwähnte des Vorgefallenen nicht; aber so wie er durch eine List das kleine Gefolge von ihm

entfernt hatte, ließ er ihn binden, und in ein tiefes Verließ werfen. Dann versammelte er seine Räthe, saß selbst zu Gericht, hieß die Bergleute ihre Klagen vorbringen, und, ohne auf Horimirz's Vertheidigung zu hören, wurde sein Urtheil gesprochen und er zum Tode verdammt.

Man kündigte es ihm an. Nicht die Liebe zum Leben, aber der Unmuth über diese empörende Ungerechtigkeit fachte in ihm das Verlangen an, sich diesem unbilligen Spruche zu entziehen. Ihm war nur mehr kurze Zeit zum Leben vergönnt; denn der Ruf seiner Gefangennehmung hatte sich verbreitet, seine Brüder, die mächtigsten Wladiken, das ganze Land gerieth in Bewegung, und der Herzog mußte fürchten, daß ihm sein Gefangener mit Gewalt entrissen würde. Darum sollte der Spruch noch an diesem Tage vollzogen werden. Horimirz unterwarf sich mit scheinbarer Ergebung, und forderte nur als letzte Gunst die Freude, sein treues Roß noch einmahl besteigen zu dürfen. Der Herzog lächelte über diese seltsame Bitte, und Schemik wurde vorgeführt. Traurig betrat das edle Roß den Hofraum des Schlosses, als ahne es seines Herrn Geschick. Horimirz näherte sich dem Pferde, streichelte es, flüsterte ihm in's Ohr, wor-

über der Herzog und sein Hofgesinde spöttelnd lachten, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Gaul, als wäre ein neuer Geist in ihn gefahren, hob den Kopf stolz in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen ungeduldig in das Pflaster des Hofes. Sein Herr tummelte es ein Paar Mahl im Kreise umher, und Alles bewunderte den stolzen Wuchs des edlen Thieres. Plötzlich bäumte es sich, und war mit einem Satze auf der andern Seite des Pallastes, wo in einer niedrigen Mauer das Thor mit fest eingefugten Flügeln stand, das vom Schloß den hohen Berg hinab an die Moldau führte.

Auf einen einzigen begütigenden Laut seines Herrn stand das Pferd wie eine Mauer, Horimirz klatschte ihm liebkosend den schlanken Hals, lenkte es wieder in die Mitte, tummelte es noch ein Paar Mahl, sprach dann wieder leise mit ihm, der Schimmel wandte den Kopf, und zum unaussprechlichen Entsetzen aller Anwesenden sagte er: Nun, Herr, halte dich fest! richtete sich in die Höhe, und sprang mit einem Satz über die Mauer, über die Moldau, und stand am andern Ufer, daß der Herzog und sein Gefolge ihm bestürzt und angstvoll nachstaunten. Hierauf sahen sie, wie Horimirz sein zitterndes Pferd strei-

chelte, abstieg, ihm den Zaum abnahm, und es sich am Ufer ergehen ließ.

Furcht und böses Gewissen lähmten des Herzogs Zorn. Er wagte es nicht, den Wladiken von Neumietel noch einmahl anzutasten, dem die Kräfte der Zauberwelt zu Gebothe zu stehen schienen, und von dessen wunderbarer Heilung und geheimen Umgang mit einer Gottheit der Berge das Gerücht schon lange geflüstert hatte. Ruhig sah er daher zu, daß Horimirz, als Schemik sich erhohlt hatte, auf ihn zutrabte, und ihn gleichsam zum Aufsteigen einlud, sich auf seinen Rücken schwang, und langsam den Weg nach seiner Burg einschlug.

Von nun an blieb Horimirz unangefochten. Die Bergleute hatten seinen gewaltigen Arm, der Herzog seine geheime Macht und die Kraft seines muthigen Sinnes fürchten gelernt. Die zerstörten Schachten sicherten auf längere Zeit dem Lande Frieden und stillen Genuß des rechtmäßig Erworbenen. Alles erhohlte sich, Alles blühte ringsum auf; nur Horimirz genoß des Segens nicht, den er verbreitet hatte. Die schöne Natur, die wieder glänzend vor seinen geöffneten Blicken lag, rührte ihn nicht. Er war glücklicher gewesen, als eine treue Hand ihn in

ewiger Finsterniß leitete, und noch ein letztes, theures Band löste sich von seinem wunden Herzen. Der treue Schemik starb an den Folgen jenes überkühnen Sprunges. Horimirz verließ den lieben Gefährten so mancher dunkeln und stürmischen Tage nicht in seinen letzten Stunden, er schlug sogar eine Einladung des Herzogs aus, der, um den gefürchteten Wladiken zu gewinnen, ihn zu einem grossen Feste an seinen Hof lud. Mit höflicher Entschuldigung sandte er seine Brüder hin, und blieb bey seinem sterbenden Thiere. Als es todt war, ließ er es nach derselben Felsengrotte bringen, aus der es, wie ihm Argina gesagt, entsprungen war. In wenig Tagen war, wie bey Argina's Leiche, der zarte, nicht irdische Stoff in feinen Duft gelöst, und Alles verschwunden.

Horimirz wurde nicht wieder froh. Täglich stieg er den Schloßberg herab, und saß unter der Eiche, wo ihm Argina zuerst begegnet, oder in dem Thal, wo sie in seinen Armen verschieden war. Seine Harfe war wieder seine einzige, liebste Gesellschaft. Blaß und stumm, wie ehemahls, lehnte er sein Haupt an sie, der Wind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen, um den wehmüthig lächelnden

Mund, die Hand rührte die bebenden Saiten, und ein leiser Gesang enttönte seinen Lippen:

Schimmernd liegt die weite Fläche,
Und der Mittag thront in stolzer Pracht,
Hier der Silberglanz der Bäche,
Dort der Tannenwälder tiefe Nacht,
Grüne Dämm'rung in den Schatten,
Farbenspiel auf Frühlingsmatten,
Leichtes Leben, frische Lust
Rings in jedes Wesens Brust.

Tausend Blüthen seh' ich prangen,
Tausend Blumen wiegen sich am Bach,
Und mit liebendem Verlangen
Schlüpft der Vogel hier dem Vogel nach.
Bienen, Käfer seh' ich gaukeln,
Mücken sich auf Strahlen schaukeln,
In der sonnenhellen Fluth
Scherzt der Fisch mit frohem Muth.

Alles schwelgt im Meer der Freuden,
Alles sonnet sich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo sich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines schwer verletzet,
Und der Quell der Lust, das Licht,
Meinen Geist erfreut es nicht!

Einst, von Finsterniß umflossen,
Abgetrennt von jeder Erdenlust,
Ward die Welt in mir erschlossen,
Blüht' ein schönes Glück mir in der Brust.

Auf den nachtumflorten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
Führte mich mit sanfter Hand,
Schlang um mich ein Freudenband.

Durch das Dunkel hört' ich's nahen,
Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ich's, doch umfahen,
Ach, und selig ruht' es sich bey ihr!
So von ihrem Arm umschlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
Fehlte mir des Tages Licht,
Fühlt' ich sein Entbehren nicht!

Jetzt ist Licht dem Aug' gegeben,
Aber meine Freuden sind nicht mehr,
Öde starrt das wüste Leben,
Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgestillten Leiden,
Meiner Liebe stilles Glück,
Meine Dunkelheit zurück?

So sang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr seinen Geist, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für seinen Bruder ritterlich ausfocht, traf ein Pfeil seine Brust. Er stürzte, mit dem Blutstrom entfloß sein Leben; aber vor seinen brechenden Augen erschien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.

Inhalt.

Seite.

I. Der schwarze Fritz 1
II. Die goldene Schale 99
III. Der Einsiedler auf dem Monserat . . 179
IV. Horimirz. Eine böhmische Sage . . 275

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21379 4214